

# Around the Sun

Von Autorentaining

## Inhaltsverzeichnis

<b>JANUAR - Das Tor des Ianus</b> .....	2
<b>FEBRUAR</b> .....	15
<b>MÄRZ - Tempest: Dreams and duties</b> .....	17
<b>21. MÄRZ - Frühlingserwachen</b> .....	34
<b>APRIL - Days of April</b> .....	37
<b>MAI - Göttliche Montage</b> .....	40
<b>JUNI - Weiter</b> .....	45
<b>JULI - Honigmond</b> .....	47
<b>AUGUST</b> .....	50
<b>SEPTEMBER</b> .....	56
<b>29. SEPTEMBER - Tag der Engel</b> .....	58
<b>OKTOBER</b> .....	61
<b>NOVEMBER - Autumn Letters</b> .....	63
<b>20. NOVEMBER - Totensonntag</b> .....	71
<b>DEZEMBER</b> .....	74
<b>24. DEZEMBER - Heiligabend</b> .....	77

# JANUAR - Das Tor des Ianus

## Informationen:

**Thema:** Januar

**Autor:** DoctorMcCoy

**Fandom:** Eigene Serie

**Wortzahl:** ~ 6.500 Worte

--

## Das Tor des Ianus

### 1. Januar 0:12

Mit einer langen Fackel bewaffnet stolperte ich den langen Gang entlang. Außer dem Schein des Feuers war es hier unten stockfinster. Kein Wunder, hier ging ja auch so gut wie nie jemand hin. Einmal im Jahr wurde dieser Ort des alten Schlosses aufgesucht. Immer, wenn das neue Jahr begann.

Heute war ich an der Reihe hier unten das zu tun, was so unglaublich wichtig war und nur, weil ich letztes Jahr Jahrgangbeste gewesen war. Das nächste Mal sollte man mich davor an diesen Sonderbonus erinnern, bevor ich wieder nächtelang durch lernte. Denn eigentlich hatte ich überhaupt keine Lust hier unten zu sein. An diesem kalten, modrigen und einfach scheiß gruseligen Ort.

Die Tatsache, dass meine beste Freundin mir auf Schritt und Tritt folgte, machte die Sache nicht wirklich erträglicher. Versteht es bitte nicht falsch. Ich liebte Josy über alles, aber besonders heute war mal wieder ein Tag, an dem sie einfach nur nervte. Sie hatte die eigentümliche Angewohnheit, alle Wörter mit ‚J‘ zu vergöttern. Fragt mich bitte nicht, wie man an ein so bescheuertes Hobby kommt. Ich habe nach langer Zeit rausgefunden, dass man ihren Enthusiasmus einfach ignorieren muss. Dann war es gerade noch so auszuhalten.

Da eben vor zwölf Minuten der Monat Januar begonnen hatte, war Josy demzufolge mal wieder total aus dem Häuschen. Man konnte ihr sagen, was man wollte. Sie strahlte unentwegt über das ganze Gesicht, antwortete auf jede Frage mit „Egal, es ist doch Januar.“, ganz gleich, ob die Antwort überhaupt zu dem Gefragten passte. Außerdem war sie der Grund, weshalb ich spät dran war, was mich zusätzlich noch reizte.

Eigentlich hätte ich schon um Punkt Mitternacht an besagten Ort sein müssen, aber Miss J hatte mich gegen meinen Willen auf der traditionellen Silvesterparty fest gehalten. Meine Beteuerungen, dass ich doch diese gewisse Sache zu erledigen hatte, war ihr völlig egal und sie meinte nur ... ja, ratet einfach, was sie gesagt hat.

Jedenfalls hatte ich es irgendwann schließlich doch geschafft, mich mit einem netten Lächeln von der Party zu verdrücken, um die wichtigste Aufgabe auf dem ganzen Schloss zu erfüllen. Warum sich darum kein Lehrer kümmerte, hatte ich mich zwar schon oft gefragt und mich auch mit diesen Anliegen schon mehrere Male an diese gewandt, aber sie haben alle nur gemeint, dass man damit mehr Verantwortung

lernen würde und sich dadurch besser auf das spätere Leben vorbereiten könnte. Wahrscheinlich hatten sie einfach nur keine Lust, diese tolle Party zu verpassen. Jedes Jahr gab es eine andere Überraschung. Dieses Jahr war die dreiköpfige Chrissina da gewesen. Selbst ich, die nicht viel mit Musik anfangen konnte, war dem nicht abgeneigt gewesen.

Jedoch hatte ich eine wichtige Aufgabe. Durfte also, während alle Anderen sich von ihren dreistimmigen Gesang betören ließen, hier durch die Dunkelheit stapfen. Es gab bei weitem interessantere Tätigkeiten.

Man hatte mir genauestens mitgeteilt, was von mir verlangt wurde. Punkt Mitternacht sollte ich unten im Keller sein. Nun ja, mittlerweile war es schon viertel nach zwölf und ich war gerade mal auf der Wendeltreppe. Hatte ich schon erwähnt, dass ich Wendeltreppen hasse? Meine Stimmung konnte fast nicht noch tiefer sinken. Mit meiner rechten hielt ich die Fackel hoch, damit ich nicht stolperte und mit jeder Menge blauer Flecken an meinen Ziel ankommen würde, mit der linken Hand glitt ich an der Mauer entlang. Eigentlich brachte das rein gar nichts, denn im Extremfall könnte ich mich dort nicht festhalten, aber es gab mir auf jeden Fall zumindest ein winziges Gefühl der Sicherheit.

Hinter mir hüpfte Josy jede einzelne Stufe mit einem großen Sprung herunter. Dabei piffte sie irgendein Gute-Laune-Lied. Sehr eintönig und nervtötend. Fast derart nervtötend, dass ich beinahe auf den Absatz kehrt gemacht hätte und ihr an den Hals gefallen wäre. Jedoch nur fast.

Immerhin hatte ich erstens nicht die Kraft sie mit bloßen Händen zu erwürgen und zweitens hatte ich nicht genügend Sicherheit, dass ich mich das hier auf dieser Treppe trauen würde. Wahrscheinlich wären wir beide zusammen hinuntergefallen, hätten uns die Köpfe aufgeschlagen und wären erst nach drei Wochen vergammeln, gefunden worden. Ich konnte mir einen schöneren Tod vorstellen. Besonders missfiel mir der Gedanke, dass Josy vermutlich mit einem Lächeln auf dem Gesicht sterben würde, da ihr die große Ehre zuteil wurde, im Januar der Welt auf Wiedersehen zu sagen.

Meine Stimmung wurde nicht wirklich besser, als ich endlich die letzte Steinstufe nahm. Vielmehr jagte mir ein erneuter Schauer über den Rücken. Wenn der Gang oben schon gruselig gewesen war, war das hier mindestens hundert Mal so schlimm. Es war nicht, dass es hier irgendwelche merkwürdigen Geräusche gab. Ganz im Gegenteil. Es war das Fehlen davon. Totenstille herrschte an diesem Ort, wenn man mal von meiner pfeifenden Freundin absah.

Vorsichtig ging ich einen Schritt nach dem Anderen, blieb schließlich vor einer Wand stehen, in der ein schwarzes Tor eingefasst war. Das war es also.

Das Tor des Ianus!

Gewaltiger Name, gewaltiges Tor. Zumindest hatte ich mir das bisher immer so vorgestellt. Jedoch reichte mir diese winzige Tür gerade mal bis zu den Hüften. Jegliche Angst war plötzlich wie fortgespült, als ich dieses monumentale Bild vor mir sah und jede Geschichte, die ich je davon gehört hatte, erhielt plötzlich so einen sarkastischen Unterton.

Plötzlich hatte ich nicht mehr so ein schlechtes Gewissen, dass ich zu spät hier unten war, denn was sollte denn auch schon großartig passieren?

Meine Aufgabe bestand darin, um Mitternacht, wenn das eine Jahr endet, das nächste begann, vor dem Tor des Ianus zu stehen und sicher zu stellen, dass es wie die Jahre zuvor geschlossen bleibt. Denn die Mächte, die sich dahinter verbergen, können nur genau um diese Zeit in unsere Welt übergehen. Wenn man nicht aufpasst, dass das Tor sich nicht öffnet, wird etwas Furchtbares passieren. Die Welt wird im Chaos versinken. Naja, nun, da ich vor diesem Tor stand, konnte ich nicht mehr wirklich daran glauben, dass Chaos über die Welt einbrechen könnte. Was sollte denn bitteschön durch diese winzige Tür passen?

Erst jetzt bemerkte ich, dass sie einen Spalt breit offen stand. Fahles Licht drang hindurch und fiel auf die gegenüberliegende Wand. Kurz bekam ich ein mulmiges Gefühl in der Magengegend. Nicht, weil ich Angst hatte, sondern eher wegen meinen schlechten Gewissen, meine Aufgabe nicht pünktlich und gewissenhaft erledigt zu haben. Ja, ihr könnt es ruhig sagen: Ich bin ein Streber.

Ich drehte mich einmal im Kreis, schien mit der Fackel in jede Richtung, lauschte in die Stille hinein, stieß meiner Freundin in die Rippen, damit sie endlich Ruhe gab und horchte erneut. Ich sah nichts und hörte auch nichts. Anscheinend war also kein Ding oder irgendetwas anderes durch dieses Tor gelangt.

Ich zuckte mit den Schultern, stemmte mich gegen die Tür und schob sie langsam wieder zu. Der Streifen des Lichts auf der gegenüberliegenden Wand wurde immer schmaler, bis er schließlich ganz verschwand. Mit dem Geräusch des einrastenden Schlosses fühlte ich mich gleich besser. Das Tor war zu, nichts war passiert. Somit hatte ich meine Aufgabe erfüllt und einen Pluspunkt auf meinem Halbjahreszeugnis hatte ich so gut wie sicher.

Josy nahm ich an die Hand und wandte mich wieder der Treppe zu. Die beiden kleinen gelben Augen, die mich beobachteten, bemerkte ich gar nicht.

### *1. Januar 12:48*

„Mittagessen!“, brüllte die gut gelaunte Stimme von Josy durch das Zimmer. Brummend drehte ich mich nochmal um, zog die Decke ein Stück weiter über meinen Kopf und versuchte, sie einfach zu ignorieren. Ein paar Stunden mehr Schlaf konnten doch keinem schaden.

Wir waren letzte Nacht bestimmt bis 6 Uhr oder so feiern gewesen. Eine schlechte Zeit, um ins Bett zu gehen, denn sobald ich spät ins Bett ging, verschief ich meist den ganzen Tag. Das war auch der Grund, warum ich mich meist zeitig zur Ruhe legte, auch wenn alle Anderen behaupteten, dass ich eine Langweilerin sei. Naja, die Anderen hatten auch keinen Durchschnitt von 1,2.

Plötzliche Kälte umfing mich, als Josy mir die Decke weg zog. Reflexartig zog ich meine Knie an meinen Oberkörper an, um wenigstens etwas Wärme behalten zu können. Aber dies war verschwendete Mühe. Für einen kurzen Moment schien es zu funktionieren, bevor die eisige Kälte erneut, dieses Mal mit voller Stärke, zuschlug. Ich hasste die Kälte, ich hasste den Winter und vor allen Dingen hasste ich Josy.

Mit der gut gemeinten Absicht, mich gleich noch bei ihr zu rächen, schälte ich mich aus meinen Bett. Naja, ich ließ mich eher davon rollen. Im letzten Moment, bevor ich Bekanntschaft mit den Boden gemacht hätte, murmelte ich „Pendeo“. Sofort hielt ich mitten im Fallen inne, schwebte einige Zentimeter über den Boden und fiel in der nächsten Sekunde unsanft hin, da ich durch ein Gähnen meine Konzentration verlor. Das schadenfrohe Giggeln seitens Josy entging mir nicht und ich beschloss, mich

zweimal an ihr zu rächen.

Netterweise half mir Josy dabei, mich mit meiner noch verbliebenen Würde, wieder aufzurappeln. Das war auch peinlich gewesen. Jahrgangsbeste und ich schaffte nicht mal einen einfachen Schwebenzauber. Zu meiner Verteidigung muss ich sagen, dass ich ohne Zauberstab gezaubert habe und dass das schon Oberstufenniveau ist.

Jedoch hätte ich das Josy fünfmal unter die Nase reiben können, sie hätte sich trotzdem immer noch darüber lustig gemacht. Denn sobald sich eine Gelegenheit bot, mich zu quälen, griff sie sofort zu. Manchmal fragte ich mich wirklich, warum ich sie als meine beste Freundin ansah. Aber eigentlich war dieses Grübeln auch ziemlich unwichtig, denn schließlich hatte ich sie einfach nur lieb, egal wie verkorkst sie auch war, wie hinterhältig und gemein.

### *1. Januar 13:20*

Josy hatte ich bereits vorgeschickt. Wenn sie Hunger hatte, konnte sie noch unerträglicher werden als sonst. Besonders wenn es dann auch noch Jägerschnitzel gab.

Ich stapfte also die einsame große Treppe hinunter. Alle anderen Schüler waren bestimmt schon längst im Speisesaal. Schließlich gab es immer um Punkt ein Uhr Essen. Nur ich war mal wieder die Letzte. Sonst war ich zwar immer die Erste, jedoch nur, wenn es um wichtige Dinge ging, wie Unterricht oder dergleichen. Auf meine Pünktlichkeit war ich schon immer sehr stolz gewesen und auf meine anderen Fähigkeiten natürlich auch.

Bevor ich nach rechts in den Speisesaal abbog, wandte ich mich nach links, um noch einmal die Toilette aufzusuchen. Wie es schien, war auch dort niemand vorzufinden. Mit Zielgenauigkeit steuerte ich die letzte Kabine an, in die ich immer ging. Es war irgendwie eine Macke von mir. Aber gebt es ruhig zu. Jeder hat eine Lieblingstoilette. Den Schock, den ich gleich erfahren sollte, hatte zur Folge, dass ich nie wieder diese Toilette benutzen würde. Als ich die Tür öffnete, saß ein kleines rotes Ding auf dem Klo. So etwas hatte ich bisher noch nie gesehen. Es war vielleicht dreißig Zentimeter groß, war von oben bis unten rot, hatte zwei lange Hörner auf den Kopf und die stechendsten gelben Augen, die ich je erblickt hatte.

Kein Wunder, dass ich sofort ein paar Schritte zurücktaumelte, bis ich schmerzhaft gegen das Waschbecken stieß und anfang zu schreien, so als ob ich gerade bemerkt hätte, dass ich meinen Lieblingsfüller im Zimmer vergessen hatte.

Das Ding ... Etwas ... Wesen war davon jedoch alles andere als beeindruckt. Es musterte mich still und furchteinflößend. Ich schluckte, wollte einfach nur hier weg, aber meine vor Angst schlotternden Beine wollten sich keinen Zentimeter bewegen.

In diesem Moment kam Claire in den Waschraum, sah mich zitternd am Becken stehen und kam glücklicherweise zu mir herüber. Wir hatten eigentlich nicht viel miteinander zu tun, aber ich hatte auch keine Abneigung gegen sie. Momentan erst recht nicht, denn ich war für jede erdenkliche Hilfe sehr dankbar.

„Was ist denn los?“, fragte sie, während sie mir immer näher kam.

Plötzlich fragte ich mich, ob es überhaupt mit meinem Gewissen vereinbar wäre, die unschuldige, immer liebe Claire überhaupt in diese Situation mit hineinzuziehen. Es dauerte ungefähr 1,3 Sekunden, bis mein Gewissen mir sagte, dass es gut damit zurecht kam.

„Da ... da“, stotterte ich und schämte mich auf den Grund des Bodens. Ich hasste mich

dafür, dass ich so viel Schwäche zeigte. Ich war die Beste, in so gut wie jedem Fach. Doof nur, dass das Meiste bisher Theorie gewesen war. Sie sollten die praktischen Übungen auf jeden Fall schon in der Mittelstufe bringen. Gleich nach dem Essen würde ich zur Direktorin gehen und ihr diese phänomenale Idee vorschlagen, natürlich nur, wenn ich so lange überhaupt noch lebte.

Claire stand inzwischen direkt neben mir, beugte sich etwas vor, um in die Kabine schauen zu können. Das rote Ding lächelte finster, hob sogar noch eins von seinen Ärmchen und winkte ihr zu. Claire wandte sich fassungslos zu mir. Sie war noch relativ ruhig. Ich hätte eigentlich eine andere Reaktion erwartet, aber vielleicht war sie ja cooler, als ich vermutet hätte. Schließlich verzog sie das Gesicht etwas und meinte gelangweilt: „Ich hasse es auch, wenn der Deckel oben ist. Wer macht das eigentlich? Das ist doch ein reines Mädchenklo. Vielleicht sollten wir mal Spionagezauber verwenden, um der Übeltäterin auf die Schliche zu kommen. Aber das müssten wir schon heimlich machen, denn ich denke nicht, dass die Lehrer es gutheißen würden, wenn wir den anderen Mädchen beim Pinkeln zuschauen würden. Obwohl ich mir bei Professor-„

„Stopp“, schrie ich, denn ich wusste nur zu gut, wenn Claire einmal angefangen hatte, zu reden, dass sie dann nicht mehr so schnell aufhörte. Sie konnte sich in belanglose Kleinigkeiten hinein steigern wie kein Anderer.

Sie starrte mich nach meinem kleinen Ausraster etwas verwirrt an. „Habe ich was Falsches gesagt?“

Stumm schüttelte ich den Kopf und streckte meinen Arm in Richtung des roten Etwas aus. „Du kannst es nicht sehen?“, fragte ich ganz fassungslos. „Dieses rote Ding?“, konkretisierte ich meine Frage, sonst hätte Claire wohl vermutlich wieder etwas ganz anderes „gesehen“.

Sie schaute noch einmal kurz in die Kabine, blickte mich dann etwas besorgt an und meinte wirklich voller Mitgefühl. „Geht es dir gut?“

Nein, mir ging es gar nicht gut. Da saß ein rotes Ding auf dem Klo – auf meinem Klo – das anscheinend nur ich sehen konnte. Entweder ich hatte nun Wahnvorstellungen oder ich war für irgendeine bekloppte Mission – a la „Rette die Welt“ – auserkoren worden. Ich wusste nicht, welche Möglichkeit mir besser gefiel.

### *7. Januar 11:13*

6 Tage später – im Unterricht sitzend – ging es mir dann doch wieder um einiges besser. Den Vorfall hatte ich zwar nicht vergessen können, aber ich hatte mich entschlossen, es einfach so hinzunehmen. Wenn ich als Einzige dieses rote Höllenwesen sehen konnte, musste der Fehler also logischerweise bei mir liegen. Ich war verrückt geworden, das war die einzige logische Erklärung.

Bei dem ganzen Prüfungsstress war das auch kein Wunder. Ich hatte genügend um die Ohren, eindeutig zu viel Stress für eine Sechzehnjährige.

Mittlerweile hatte ich mich also damit abgefunden. Mit der Tatsache, dass ich wohl langsam geistesgestört wurde und natürlich mit dem roten Höllenwesen, dass mir auf Schritt und Tritt folgte.

Gerade saß es unter meinem Tisch, beobachtete mich aus seinen großen gelben Augen und wartete wohl auf Was-Weiß-Ich.

Ich hatte sogar bereits versucht, mit diesen Wesen zu kommunizieren, aber die einzige Fähigkeit, die dieses Ding wohl besaß, war glotzen. Es trottete mir hinterher

und glotzte. Wirklich beeindruckend. Zumindest hatte ich mittlerweile keine Angst mehr vor dem Vieh. Es sah zwar alles andere als ungefährlich aus, aber bisher hatte es nichts gemacht, dass meine Furcht rechtfertigen würde. Außer natürlich dieser stechende Blick, der manchmal schon unheimlich war. Besonders wenn du mitten in der Nacht aus einem Albtraum aufwachst, in dem du die Frage des Lehrers nicht beantworten konntest, und dich dann diese leuchtenden Augen anstierten. Ja, sie leuchteten wirklich im Dunklen.

Eigentlich ziemlich genial, könnte man so sicherlich einige coole Sachen mit anfangen. Aber das Ding hatte wohl keine großartigen Pläne, sonst würde es mir wohl nicht von morgens bis abends hinterher laufen.

### *9. Januar 6:44*

Ich wäre fast aus dem Bett gefallen, als ich mich umdrehte, um Chuck zu begrüßen. Jedoch saß dort nicht mehr Chuck, zumindest nicht das Wesen, was bisher Chuck gewesen war. Es sah irgendwie anders aus und irgendwie wieder nicht. Die Größe war gleich, aber es war nicht mehr rot, sondern blau. Die Hörner standen nicht mehr gefährlich spitz in die Höhe, sondern lagen am Kopf an, als ob Chuck sie nach hinten gekämmt hätte. Seine Augen waren schwarz und obwohl ich schwarz schon immer für eine böse Farbe gehalten hatte, musste ich zugeben, dass diese Augen mir keine Angst einjagten. Sie wirkten freundlich und nett. Um diese Ausstrahlung wohl noch zu unterstützen, lächelte es mich lieb an, fast schon unschuldig. Am liebsten wäre ich sofort aus dem Bett gesprungen und hätte das kleine Ding in die Arme geschlossen, aber ich war nicht umsonst Jahresbeste. Ich hatte einiges auf dem Kasten und wusste, dass es bestimmt nicht so lieb war, wie es tat, besonders, da es mir die letzten 8 Tage mit diesem finsternen Blick gefolgt war. Allerdings könnte es sich auch gar nicht um Chuck handeln, sondern um ein ganz anderes Geschöpf. Vielleicht hatte Chuck einfach keine Lust mehr, mir hinterher zu laufen. Kann ich gut verstehen, so aufregend war mein Leben nun auch wieder nicht.

Ich kniete mich neben das blaue Geschöpf und lächelte es unsicher an. Das brachte eine interessante Reaktion zu Tage. Plötzlich strahlte es übers ganze Gesicht, kam auf mich zugelaufen und umarmte mich, zumindest, soweit es mit seinen kleinen Armen um meinen Körper kam. Ich konnte nicht anders, als behutsam meine Hand auf seinen Kopf zu legen. Es war einfach zu süß. Spontanerweise taufte ich ihn Dexter.

### *9. Januar 7:13*

Dexter war um einiges liebenswürdiger als Chuck, das fiel mir schon in den ersten Stunden auf. Zum Beispiel wartete es brav draußen vor dem Badezimmer und kroch nicht wie Chuck direkt mit unter die Dusche. Es war richtig angenehm von Dexter verfolgt zu werden, als von Chuck – auch wenn dieses große Interesse an mir immer noch ein wenig unheimlich war.

Aber es brachte auf jeden Fall eine gewisse Ruhe mit sich. Irgendwie hatte ich bei Chuck immer das Gefühl gehabt, dass er mich gleich urplötzlich angreifen würde. Bei Dexter hatte ich eher Angst vor einer weiteren Kuschelattacke.

Ich stellte außerdem fest, dass ich mit Dexter viel mehr redete, weil er einfach freundlicher wirkte – was mir jedoch den einen oder anderen verwirrten Blick von

meinen Mitschülern einbrachte. Aber sie schauten mich nur kurz ungläubig an. Wahrscheinlich dachten sie einfach, dass ich mit mir selber über irgendeine neue Theorie philosophieren würde. So abwegig war das nicht einmal.

*11. Januar 17:35*

Ich war richtig mies gelaunt. So richtig, richtig mies. Nicht nur, dass ich wegen Lärmbelästigung aus der Bibliothek hinausgeworfen worden war, was mir noch nie – noch nie! – passiert war. Nein, der Grund für dieses Debakel war Chuck.

Chuck, der nach zwei ruhigen, wundervollen Tagen, wieder zurückgekehrt war. Und nicht nur, dass er einfach wieder da war. Er hatte sich erstens noch vor meinen Augen von Dexter in Chuck verwandelt und begrüßte mich mit einem süßen „Hallo!“, das dir das Blut in den Adern gefrieren ließ. Daraufhin hatte ich so einen markerschütternden Schrei losgelassen, dass mich die Bibliothekarin sofort, ohne dass ich meinen kleinen Ausbruch nur im Entferntesten hätte erklären dürfen, hinaus geworfen hatte.

Nun stand ich hier draußen im Flur, starrte meinen kleinen Begleiter fassungslos an und fragte mich wirklich, ob ich mir sein „Hallo“ nur eingebildet hatte, denn er lächelte mich nur wieder bitterböse an und gab keinen einzigen Laut von sich.

Ganz egal, was die Schüler von mir halten würden, die gerade den Gang entlanggingen, hockte ich mich runter zu diesem roten Höllenwesen. „Was willst du verdammt noch mal von mir?“, schrie ich ihn an. „Und wer bist du?“

Daraufhin deutete er eine kleine Verbeugung an. „Ich bin Initium, der Herr des Anfangs“, sagte er mit einer festen, tiefen Stimme, die so gar nicht zu seinem Äußeren passte. Vor Schreck verlor ich mein Gleichgewicht und fiel nach hinten auf meinen Hintern. Initium, der Herr des Anfangs. Diesen Titel hatte ich noch nie gehört und das sollte schon etwas heißen. Ich wäre vermutlich direkt wieder in die Bibliothek gerannt und hätte sofort danach recherchiert. Aber erstens würde mich die Bibliothekarin wirklich dämlich angucken, wenn ich – direkt nachdem ich rausgeworfen war – wieder dort auftauchte und außerdem hatte ich nicht die leiseste Ahnung, wo ich anfangen sollte, zu suchen.

„Initium? Der Herr des Anfangs?“, fragte ich meinen kleinen Begleiter daher fassungslos. Vielleicht würde er sich ja selber ein wenig näher erklären. Ein Versuch war es immerhin wert.

Chuck nickte jedoch nur. „Ich bin gekommen, um der Erde einen neuen Anfang zu ermöglichen.“ Und auf einmal machte es ‚Klick!‘. Ich schlug mir imaginär selber gegen die Stirn. Ich war Jahrgangsbeste, wohl die schlaueste Schülerin auf dieser Schule, zumindest in meinem Jahrgang – ein wenig bescheiden sollte man ja wohl sein. Aber diesen Zusammenhang hatte ich bisher nicht bedacht. Das Tor!

Ich hatte das Tor für kurze Zeit offen stehen gelassen und wenn das passierte, zog das das Ende der Welt nach sich. Ich war voll im Arsch. Wie sollte ich meinen Lehrern erklären, was ich verbockt hatte? Wie sollte ich ihnen sagen, dass meinetwegen das Ende der Welt anbrechen würde? Oh mein Gott, ich würde definitiv durchfallen.

Aber warte! Bisher war noch nichts passiert, vielleicht konnte man alles noch aufhalten. Besonders gefährlich sah das Ding vor mir ja nicht aus. Zumindest sah es nicht danach aus, als ob es die ganze Welt zerstören konnte. „Und wie genau willst du das anstellen?“, fragte ich interessiert nach. Irgendwie juckte es mich schon in den Fingern. Wahrscheinlich war ich über mehrere Jahrhunderte die erste, die ein Wesen von der anderen Seite gesehen hatte.

„Mit deiner Hilfe“, flüsterte er verschwörerisch. „Du bist die Auserwählte!“  
Ich rollte genervt mit den Augen. Oh bitte, das war doch mehr als klischeehaft, oder? Wie in einem schlechten Fantasyfilm. Aber war die Auserwählte sonst nicht dazu da, die Erde zu retten und nicht sie zu vernichten?

„Am 31. Januar wird es beginnen. Dann bin ich im vollen Besitz meiner Kräfte!“  
Das klang wirklich nicht gut!

*15. Januar 15:48*

Immer noch nichts!

Kein einziger kleiner Hinweis auf Initium. Ich hatte schon die halbe Bibliothek durchgekämmt – ja, ich wurde wieder hineingelassen. Ich hatte mich bei Professor Perkins beschwert, dass ich so nicht für meine Prüfungen lernen konnte. Natürlich lernte ich gerade nicht für meine Prüfungen, aber eine kleine Notlüge, wenn das Ende der Welt bevorstand, war doch bestimmt erlaubt.

Chuck beobachtete mich die ganze Zeit mit größtem Vergnügen, wie es mir schien. Er sagte nichts, aber sein Blick sprach Bände. „Du wirst nichts finden!“, schrie er mich fast schon an.

Und langsam glaubte ich ihm auch.

*17. Januar 10:05*

Seit Tagen hatte ich Dexter nicht mehr gesehen. Ich vermisste ihn richtig.

*19. Januar 13:16*

Täuschte ich mich etwa, oder wurde Chuck immer größer? Ich konnte schwören, dass er gestern noch zwei Zentimeter kleiner gewesen wäre.

Aber nein, das musste ich mir einbilden.

*23. Januar 22:45*

Nichts hatte ich gefunden und langsam hatte ich wirklich die Hoffnung aufgegeben. Jetzt gab es nur noch eine Möglichkeit, meinen Fehler zu bereinigen. Ich musste handeln.

So ging ich zu später Stunde – eigentlich hätte ich längst auf meinen Zimmer sein sollen und wenn sie mich erwischten, würde ich mindestens zwei Wochen Nachsitzen müssen – den dunklen Gang entlang, genau wie an Silvester. Ich musste noch mal nach unten, zum Tor des Ianus.

Als ich so die Stufen runterstolperte, fragte ich mich, warum ich es nichts tagsüber getan hatte, während der Mittagspause. Dieser Teil des Schlosses war so abgelegen, dass hier sowieso keiner vorbei kam und irgendwie Verdacht schöpfen könnte.

Ich seufzte laut. Für solche Gedanken war es jetzt wohl zu spät. Jetzt war ich schon mal hier unten und ich würde sicherlich nicht umdrehen, nur um morgen noch mal wieder zu kommen. Bei Tageslicht, in einem Keller ohne Fenster. Aber alleine die

Tatsache, dass es draußen hell sein würde, gäbe mir vermutlich ein wenig mehr Mut. Schließlich stand ich wieder vor dem Tor und obwohl es immer noch so winzig war, wie bei meinem ersten Besuch, hatte ich dieses Mal etwas mehr Respekt davor. Denn schließlich war Chuck dort hindurch gekommen, der jetzt genau hinter mir stand und mich amüsiert musterte. Seine Schadenfreude konnte ich sogar bei dem spärlichen Licht meiner Lampe sehr gut ausmachen. Diese stellte ich ab und kniete mich vor das Tor. Es hatte keinen Griff oder sonst eine Vorrichtung, um es zu öffnen. Also versuchte ich irgendwie meine Finger in den kleinen Spalt zwischen Tor und Wand zu quetschen, um das Tor aufziehen zu können. Aber meine Finger waren zu dick oder der Spalt zu schmal. Wahrscheinlich eher Letzteres.

„Das wird nicht funktionieren“, ertönte von hinten eine Stimme. Ich drehte mich überrascht um, denn es war nicht die Stimme von Chuck, die tief und angsteinflößend war. Nein, diese war sanft und fast schon liebevoll. Dort stand Dexter, den ich seit über einer Woche nicht mehr zu Gesicht bekommen hatte. Beinahe hätte ich ihn an mich gedrückt, so froh war ich, ihn zu sehen, aber ich konnte mich gerade noch beherrschen.

„Sie wird sich nicht öffnen“, fuhr er ernst fort und fast schon ein wenig betrübt, wie mir schien. „Sie öffnet sich nur einmal im Jahr, dann, wenn das alte Jahr endet und das neue Jahr beginnt. Wenn es Zeit für Veränderung ist.“

Ich setzte mich hin und lehnte mich mit dem Rücken gegen das Tor. „Was hat das zu bedeuten, Dexter? Was wird passieren?“ Ich hatte nicht die geringste Ahnung und das machte mir am meisten Angst.

Dexter lächelte leicht. „Mir gefällt der Name, den du mir gegeben hast.“ Mit Dexter hatte ich viel gesprochen, ganz im Gegensatz zu Chuck, und hatte ihn natürlich dann auch so genannt. Schon damals hatte ich die positive Reaktion von ihm bemerkt, aber es jetzt zu hören, fand ich noch schöner.

Trotzdem war ich neugierig. „Wie heißt du denn wirklich?“

„Ich bin Finis, der Herr des Endes“, sagte er und ich dachte nur, dass ich mir das auch selbst hätte denken können. So unterschiedlich wie die beiden waren, konnten sie nur das genaue Gegenteil sein. „Du kannst mich aber gerne weiter Dexter nennen, wenn du möchtest“, fügte er noch an.

Ich lächelte leicht. Finis – oder auch Dexter – war wirklich richtig nett. Eine schöne Abwechslung zu Chuck. Jedoch vergaß ich nicht den Grund, warum ich hier unten war. Ich war gekommen, um die Welt zu retten. Mensch, hörte sich das bescheuert an. „Was hat Initium vor, Dexter? Was wird geschehen?“, fragte ich erneut.

Dexter seufzte tief. „Er wird einen neuen Anfang starten.“

Das hörte sich irgendwie nicht danach an, als ob die Welt vernichtet werden würde. So schlimm konnte es doch gar nicht sein, oder? „Aber Anfang? Ich dachte, er wollte die Erde zerstören?“

„Er wird die Welt, wie du sie kennst, enden lassen und eine neue Welt anfangen lassen“, erklärte Dexter. „Das ist unserer Bestimmung.“

„Unsere?“, fragte ich aufgebracht. „Du hilfst ihm?“

Dexter ließ den Kopf sinken. „Ein Anfang kann nicht ohne Ende existieren. Es ist ein Gleichgewicht, ein natürliches Gesetz.“

„Aber wenn du dich weigern würdest, könnte er es nicht machen, oder?“, überlegte ich laut und sah ihn dabei fragend an. Vielleicht gab es ja doch noch Hoffnung.

„Wir sind ein Wesen. Es gibt kein Ich und Er, nur ein Wir. Somit haben wir dasselbe Ziel. Ich repräsentiere das Ende, ich *will* das Ende.“

Das glaubte ich nicht. Er musste lügen. Und trotzdem konnte ich nicht verhindern,

dass mir Tränen in die Augen schossen, hatte ich doch kurz gehofft, Unterstützung zu haben.

*24. Januar 12:31*

Ich war den ganzen Tag im Bett geblieben und hatte den Unterricht geschwänzt. Die Decke weit über meinen Kopf gezogen, ignorierte ich alles, was um mich herum geschah. Selbst Josy war nicht in der Lage gewesen, mich zu überreden. Vielleicht sollte ich einfach mal mit ihr reden? Sie war meine beste Freundin und bisher hatte ich ihr kein Wort von meinen zwei – oder doch nur einen – Begleiter erzählt. Aber sie würde mir vermutlich sowieso nicht glauben. Es war einfach zu verrückt.

Während ich wach im Bett lag, hatte ich mir so das ein oder andere durch den Kopf gehen lassen. Wie ich alles noch aufhalten könnte und so was halt.

Leider war ich zu dem Schluss gekommen, dass ich keine Ahnung hatte und wohl oder übel einen meiner Professoren aufsuchen müsste.

Das gäbe bestimmt gewaltigen Ärger!

*24. Januar 15:03*

Ich entschied mich für Professor Perkins, hatte ich zu ihm doch eigentlich einen ganz guten Draht. Ich mochte ihn und er mochte mich. Naja, die meisten Lehrer mochten mich, weil ich eine vorbildliche Schülerin war, aber bei Professor Perkins hatte ich immer das Gefühl gehabt, dass er nicht nur meine Leistungen anerkannte, sondern mich auch als Mensch mochte.

Zaghafte klopfte ich an seine Bürotür. Augenblicklich schallte ein ‚Herein‘ nach draußen. Zögerlich griff ich nach der Klinke und öffnete die Tür.

„Guten Tag, Professor“, begrüßte ich ihn. „Hätten sie kurz Zeit für mich?“

Er schaute bei meiner Stimme von seinen Unterlagen auf. „Ah, geht es Ihnen denn wieder besser?“, fragte er mich und zuerst war ich für einen kurzen Moment total verdutzt, bis ich verstand, dass mich Josy wohl krank gemeldet hatte.

Somit nickte ich heftig. „Ja, mir geht’s wieder gut. Ich hatte die Nacht wirklich schlecht geschlafen und das hat wohl auf meinen Körper geschlagen.“

Professor Perkins grinste breit. „Sie sollten nicht so viel lernen“, meinte er tadelnd.

Oh Gott, sonst hätte er wohl voll ins Schwarze getroffen, aber leider stimmte es diesmal nicht. Ich hatte die halbe Nacht beim Tor des Ianus verbracht und darüber nachgegrübelt, was ich tun sollte.

„Ich werde es mir merken“, sagte ich jedoch, um keinen Verdacht zu schöpfen. „Dürfte ich sie etwas fragen, Professor? Ich habe schon in der Bibliothek nachgeforscht, konnte zu diesem Thema jedoch nichts finden und hatte mich gefragt, ob sie mir vielleicht helfen könnten.“

Nun schien er interessiert zu sein. Er legte seinen Kopf etwas nach vorne und schaute mich über seine Brillengläser an. „Um welches Thema handelt es sich denn?“

„Naja“, fing ich leise an, aber räusperte mich dann. „Das Tor des Ianus“, sagte ich dann einfach geradeheraus. Warum auch um den heißen Brei herumreden? „Ich habe mich gefragt, was für Kreaturen auf der anderen Seite leben.“

Professor Perkins lachte amüsiert auf. „Nichts lebt dort.“

„Aber“, warf ich ein, „es gibt doch so viele Geschichten. Dass die Kreaturen beim

Beginn des neuen Jahres die Seiten wechseln können. Dass es ihnen möglich ist, in unsere Welt zu gelangen.“

Der Professor schüttelte den Kopf. „Ein Mythos, nur Aberglaube, eine Gute-Nacht-Geschichte, die man seinen Kindern erzählt. Mehr steckt nicht dahinter.“

„Und warum wird jedes Jahr jemand hinunter geschickt, um das Tor geschlossen zu wissen?“, fragte ich etwas verwirrt. „Warum musste ich dieses Jahr dort hinunter?“

„Früher glaubten die Menschen an diese Geschichten“, fing Perkins an zu erklären und nun klang er so, als ob er in der Klasse saß und seinen Schülern etwas beibrachte. „Aberglaube war gang und gebe. So haben sie jedes Jahr jemanden dorthin geschickt, um das Tor zu bewachen, damit nichts von der anderen Seite nach hier gelangen konnte. Mittlerweile ist das völliger Schwachsinn. Ich habe schon häufiger meine Kollegen darauf angesprochen, dass es doch total unnötig sei, aber sie finden, es wäre eine schöne Tradition. Etwas, das uns noch mit den alten Tagen verband.“

Mir klappte der Mund auf, okay, nicht wortwörtlich, aber ihr wisst schon, was ich meine. Das bedeutete, dass jedes Jahr jemand diese tolle Silvesterparty verpasste, nur weil die Professoren dachten, es wäre eine schöne Tradition? Das gab es ja wohl nicht. Nächstes Jahr durften sie darunter kraxeln, dafür würde ich mich einsetzen, auf jeden Fall.

Aber mir war auf jeden Fall nun ein bisschen wohler ums Herz. Die Welt würde nicht untergehen und vor allen Dingen war ich nicht Schuld daran. Warte, da war doch noch was! Ich wandte meinen Blick nach rechts, wo mir Chuck schon die ganze Zeit süffisant zuwinkte. Stimmt, Professor Perkins Aussagen erklärten keineswegs diese kleinen Monster.

„Seit dem 1. Januar folgt mir ein kleines rotes Monster, was nur ich sehen kann“, brach es aus mir heraus und starrte nun auf Chuck. Es war mir egal, ob mich der Professor für verrückt halten würde. „Okay, mittlerweile ist es nicht mehr so klein.“ Es reichte mir schon bis zur Brust, was wirklich unheimlich war. „Wo kommt es her, wenn nicht durch das Tor?“

Perkins Lächeln war schon fast mitleidig und verständnisvoll. „Hast du mal an einen Streich gedacht? Zu meiner Zeit war das sehr beliebt. Wir haben uns täglich mit irgendwelchen Illusionszaubern auf die Palme gebracht.“

„Ein Illusionszauber?“ Meine Stimme war nur noch ein Flüstern, weil ich es erstens nicht glauben konnte, dass ich nicht selbst darauf gekommen war und mich zweitens fragte, wer mir so etwas auf den Hals hetzen würde. „Aber wer?“, fragte ich, als mir auch schon jemand einfiel, und ich aus dem Büro stürmte.

#### *24. Januar 15:32*

„Warum?“, zischte ich und fixierte Caroline mit meinen Zauberstab. Normalerweise war ich immer lieb und nett, aber bei solchen Situationen konnte ich schon mal die Geduld verlieren. Es war auch ein verdammt blöder Streich gewesen.

Caroline drückte sich gegen die Wand und schien wirklich verwirrt über meinen plötzlichen Wutausbruch zu sein. Davon ließ ich mich allerdings nicht beeindrucken.

„Warum?“, fragte ich sie erneut.

„Warum was?“, schrie sie mir entgegen, richtete sich wieder auf und reckte ihr Kinn in die Höhe. Anscheinend hatte sie den ersten Schock überwunden und war wieder so arrogant, wie eh und je.

„Ist es dir wirklich so wichtig, mich zu schlagen, dass du dir schon so etwas einfallen

lassen musst, um mich vom Lernen abzuhalten?“ Ich hob eine Augenbraue. „Das ist wirklich erbärmlich.“

„Was redest du da für einen Schwachsinn?“, meinte sie mit ihrer aufgeblasenen Stimme. „Ich werde dieses Mal besser sein als du, ja, aber ohne irgendwelche Tricks, sonst wäre es ja kein richtiger Sieg.“

„Lüg nicht!“ Ich war zornig und wie. Aber vielleicht sagte sie ja die Wahrheit? Immerhin jammerte hinter mir Dexter herum, dass sie echt waren und keine Illusion. Naja, das sagten Illusionen vermutlich immer.

Aber dann kam noch eine andere Stimme dazwischen. „Sie war es nicht“, sagte diese. Ich drehte mich überrascht um und sah gar nicht mehr, wie Caroline mit erhobener Nase verschwand. Wahrscheinlich hielt sie mich jetzt für total übergeschnappt. „Ich war es“, gestand Josy.

Mir klappte die Kinnlade herunter. „Du?“, fragte ich fassungslos. „Das warst du?“ Ich schaute von Dexter zu Josy, immer hin und her.

„Sowas kannst du?“, kam es nun etwas überrascht von mir. Denn dieser Zauber erforderte einen gewissen Grad an Können und Josy war nun mal – naja, sagen wir Durchschnitt.

„Sei nicht so überrascht“, protestierte sie. „Ich bin gar nicht so schlecht, wie du immer denkst.“ Sie legte Dexter eine Hand auf den Kopf und schien ihn zu kraulen.

„Du kannst ihn auch sehen?“ Das war im Moment einfach viel zu viel.

„Natürlich“, strahlte sie mich an. „Ich wollte doch den ganzen Spaß nicht verpassen.“ Spaß? Meinte sie das wirklich ernst? Das war alles andere als spaßig gewesen. Ich war verfolgt worden, hatte mir schwere Vorwürfe gemacht und das allerschlimmste: ich war kaum zum Lernen gekommen.

„Es tut mir leid“, sagte Josy dann und an ihrer Stimme konnte ich hören, dass sie es wirklich ernst meinte.

Aber ich war mir nicht sicher, ob ich ihr einfach so verzeihen konnte. „Ich hatte Angst“, gestand ich. Ja, und wie ich Angst gehabt hatte. „Ich dachte, ich wäre schuld.“ Eine kleine Träne stieg mir in die Augen.

„Es tut mir so leid“, schiefte Josy, was mich überrascht anschauen ließ. Ich hatte sie noch nie weinen gesehen. „Ich wollte nur, dass du dich mal ein wenig ablenkst. Du lernst Tag und Nacht, selbst wenn ich dich bitte, es mal nicht zu tun. So geht das nicht und ich wusste einfach nicht, wie ich es dir sonst begreiflich machen könnte.“ Als nächstes zückte sie ihren Zauberstab und richtete ihn auf Dexter. „Discedit“, sagte sie schlicht und Dexter verschwand. Dann kehrte sie mir den Rücken zu und verschwand ebenfalls, ohne ein weiteres Wort.

### *28. Januar 18:13*

Josy ging mehr aus dem Weg und vermied sogar, mich anzusehen. Sie schien wirklich ein sehr schlechtes Gewissen zu haben. Aber das hatte sie auch verdient. Auch wenn sie es lieb gemeint hatte, war es trotzdem die falsche Herangehensweise an das Problem gewesen. Außerdem gab es da kein Problem. Ich musste halt lernen, um gute Noten zu bekommen.

Aber der Anblick von Josy stimmte mich doch ein wenig traurig. Sie saß gerade auf der Couch im Gemeinschaftsraum und las in einem Buch. Sogar eins für den Unterricht, wirklich erstaunlich. Ich hingegen saß über meinen Hausaufgaben und konnte mich nicht wirklich konzentrieren. Immer wieder warf ich Blicke hinüber zu

Josy. Schließlich stand ich seufzend auf und setzte mich gegenüber von Josy auf einen Sessel.

„Chuck war fies. Wie bist du überhaupt auf so eine bescheuerte Idee gekommen?“, fing ich an, um einfach die Situation ein bisschen aufzulockern.

„Eigentlich wollte ich Chuck gar nicht so finster machen, aber irgendwie habe ich ein wenig die Kontrolle über den Zauber verloren“, sagte sie und lächelte entschuldigend.

„Mit Dexter habe ich es versucht, es wieder ein wenig gut zu machen.“

„Ich glaube, an dem Zauber müssen wir wohl noch ein wenig üben“, meinte ich leicht tadelnd, meinte es aber nicht sehr ernst. „Aber du hast Glück, dass das so richtig erst nächstes Jahr im Unterricht kommen wird.“

Josy war meine beste Freundin und hatte es wirklich nur gut gemeint. Die Abenteuer mit Chuck und Dexter waren eigentlich ganz lustig und aufregend gewesen. Somit stand ich auf und nahm sie einmal feste in den Arm. „Ich weiß, manchmal kann ich schon ein wenig stur sein, aber das nächste Mal werde ich zuhören, ganz bestimmt. Chuck und Dexter werden nicht mehr nötig sein.“

Plötzlich grinste Josy breit und ich kannte dieses Lächeln. Sie hatte schon wieder etwas ausgeheckt. „Vielleicht sollten sie doch noch mal zum Einsatz kommen. Wie wäre es, wenn wir ein paar Lehrer mit ihnen überreden würden, dass die Schüler nicht jedes Jahr dort hinunter müssten?“

Das hörte sich gar nicht schlecht an, besonders da es vermutlich die älteren Professoren waren, die sich so dafür einsetzten. Ob sie diesen Gag mit den Illusionen kannten, war daher fraglich. Ich grinste breit. Eigentlich war ich ja sonst nicht dafür, einen Lehrer zu ärgern, aber in diesem speziellen Fall konnte man mal eine Ausnahme machen.

„Alles wieder gut?“, fragte Josy mich dann plötzlich, immer noch ein wenig ängstlich.

„Alles wieder gut“, versicherte ich ihr. „Immerhin wird die Welt noch nicht untergehen und alles wird seinen gewohnten Gang nehmen.“ Damit schaute ich zum Schreibtisch.

„Ich muss jetzt noch etwas lernen, bald stehen die Prüfungen an.“

Josy warf mir einen bösen Blick zu.

„Okay“, seufzte ich. „Das kann auch noch bis morgen warten.“

Wir beide finden gleichzeitig an zu lachen.

### *31. Januar 23:59*

Initium stand vor dem schwarzen Tor, in dessen spiegelnden Oberfläche sich Finis befand. „Es ist so weit“, sagten sie beide gleichzeitig und die ernste Stimme von Initium und die sanfte Stimme von Finis vermischten sich zu einer einzigen.

Auf dem Gesicht von Finis war ein leichtes Lächeln zu sehen, während Finis eher betrübt wirkte.

# FEBRUAR

## Informationen:

**Thema:** Februar

**Autor:** MoonlightWhisper

**Fandom:** Eigene Serie

**Wortzahl:** ~ 650 Worte

--

## Februar

Kurz schaute sie aus dem Fenster.

*Februar*

Was für Gründe gab es, den Februar zu lieben?

Zum einen war es der Monat, in dem sie immer ein Jahr älter wurde. Ob das jetzt was Positives war, darüber ließ sich streiten. Zum anderen hatte sie an ihrem Geburtstag schon jedes mögliche Wetter gehabt. Schnee, 30°C im Schatten, Gewitter, normaler Sonnenschein und nicht zu vergessen bewölkt ohne alles von allem.

Außerdem wer konnte schon von sich behaupten, schon mal an Karneval-Geburtstag gehabt zu haben?

*Februar.*

Sie strich eine gelockte Strähne ihres weder braunen noch rotem Haar zurück.

Heute hatte sie also Geburtstag und warum fühlte es sich nicht so an?

Vielleicht, weil keiner ihrer Freunde oder Verwandten Zeit gehabt hatte. Vielleicht auch, weil sie ihren Freund letzte Woche aus der Wohnung geschmissen hatte, da er sie betrogen hatte. Oder weil ihr Leben ein einziger großer Misthaufen war und keiner mit ihr tauschen wollte.

Ihr Leben glich diesem Monat. Der Schnee war zwar schon weg, doch theoretisch gesehen war noch Winter. Der neue Anfang für das Jahr war schon gemacht, doch richtig durchstarten war hier wohl Fehlanzeige. Bald würde es zwar blühen, aber bald war noch eine lange Zeit. Besonders wenn man alleine war.

„Der Februar ist dumm“, wisperte sie in den Raum hinein, schnappte sich ihre Jacke und verließ die Wohnung.

*Februar.*

Mit der Zeitung in der Hand saß sie auf einer Parkbank und suchte nach Wohnungsanzeigen.

Zu viel verband sie mit der Drei-Zimmer-Wohnung, in der sie im Moment hauste. Außerdem war die Miete alleine auf lange Zeit zu teuer. Besonders für eine Studentin. Sie spürte, wie sich jemand neben sie setzte. Es lohnte sich nicht, aufzublicken. Wozu auch? Sie würde die andere Person eh nicht kennen.

„Sie suchen nach Wohnungen?“, vernahm sie die dunkle Stimme ihres Sitznachbars.

Jetzt war sie genötigt, aufzuschauen. Ihre Antwort kam schnell und schnippisch: „Ja.“

„Die perfekt Zeit“, murmelte er neben ihr.

„Was meinen sie?“, fragte sie konfus nach.

„Februar ist die perfekte Zeit für einen Neuanfang. Der Schnee verschwindet und die Erde wagt ebenfalls einen Neuanfang. Vielleicht sehen viele den Februar gar nicht als irgendeinen besonderen Monat an, außer wegen des Valentinstag und Karneval. Aber ich denke, der Februar ist einer der wichtigsten Monate im Jahr“, und während er so überzeugt sprach warf er ihr ein strahlendes Lächeln zu. „Soll ich ihnen bei der Wohnungssuche helfen? Ich bin Immobilienmakler“, fügte er nach einem kurzen Moment noch schnell hinzu.

„Würde mich das viel kosten?“, fragte sie zynisch. Heute war einfach nicht ihr Tag.

„Nein, für sie würde ich das umsonst tun.“ Sein Lächeln verlor nichts von der Freundlichkeit und zum ersten Mal in ihrem Leben zog sie es in Erwägung, das Immobilienmakler vielleicht doch nicht so schlechte Menschen waren, wie sie immer dachte.

*Februar.*

Langsam dämmerte es. Den ganzen Tag war sie mit diesem Immobilienmakler durch die Gegend gerannt und hatte verschiedenen Wohnungen besichtigt. Wie er das so schnell hatte organisieren können, war ihr unklar.

Es war noch kühler geworden. Ihr Atem bildete weiße, kleine Wölkchen in der Luft.

Zwei der gezeigten Objekte hatten ihr richtig gut gefallen und waren sogar von der Miete in ihrer Preisklasse.

Er war so freundlich sie nach Hause zu begleiten. Vor der Tür des Wohnhauses blieben sie stehen.

Er streckte ihr die Hand entgegen, als wollte er sie begrüßen. Es verwirrte sie. Er verwirrte sie.

„Ich bin Alex Februar, 28 Jahre alt und Immobilienmakler. Wir haben uns noch gar nicht vorgestellt“, und genau diese kleinen Worte ließ sie heute zum ersten Mal richtig Lächeln.

„Ich bin Dana Grün, heute 22 Jahre alt geworden und Studentin“, erwiderte sie fröhlich.

„Was du hast heute Geburtstag und den feierst du nicht!“, rief er entsetzt aus.

Als wäre es das Schlimmste auf dieser Welt an seinem Geburtstag allein zu sein. Okay, es war schon schlimm und durch seine Reaktion hatte er es irgendwie geschafft, sich erweichen zu lassen ihn zu mögen. Ja, irgendwie war ein gutes Wort, für das was sie dachte.

„Das ist eine lange Geschichte“, seufzte sie, „Willst du vielleicht noch einen Kaffee trinken?“

*Vielleicht war der Februar ja doch nicht so schlimm...*

□

. . . wird fortgesetzt im September . . .

# MÄRZ - Tempest: Dreams and duties

**Informationen:****Thema:** März**Autor:** Arianrhod-**Fandom:** InuYasha**Genre:** AU**Wortzahl:** ~ 9.400 Worte

--

## Tempest: Dreams and duties

Der Schnee knirschte beinahe kaum bemerkbar unter Kaguras Füßen und der Wind kam ihnen kalt und beißend entgegen. Ihre Finger waren klamm, denn sie hatte die dicken Wollhandschuhe abgelegt zu Gunsten eines besseren Gefühls für den Pfeil. Der dreifingerige Bogenhandschuh nutzte gegen diese Temperaturen allerdings nichts.

Sie rutschte noch zwei weitere Schritte den leichten mit schneebedeckten Abhang hinab, darauf achtend, weder eine kleine Lawine loszutreten noch zu viel Lärm zu machen. Unten im Tal weidete eine Gruppe von Berghirschen; dort war der Schnee schon mehr geschmolzen und Pflanzen streckten vorwitzig ihre Spitzen aus der löchrigen, weißen Decke.

Es war noch früh im Jahr, erst Lenzmond, den die Drayar März nannten, und eigentlich war Kagura es gewohnt, dass der Schnee sich bis zum nächsten Monat hielt. Vielleicht würde es noch einmal schneien, das wäre nicht ungewöhnlich.

Aber bis dahin hatten Bankotsu und sie beschlossen, die Zeit zu nutzen und auf die Jagd zu gehen, die eigentlich nichts anderes war als ein wilder Ritt durch das Himmelwindgebirge, bis sie auf diese Gruppe unvorsichtiger Berghirsche gestoßen waren.

Natürlich hatten sie auch im Winter gejagt, aber das war südlich der Burg gewesen und eher aus Mangel denn aus Spaß. Im Winter wurde das Essen immer knapp und jede Beute war willkommen – sie wollten schließlich nicht die ganze Zeit von Pökel- und Trockenfleisch leben.

Und ihr Vater hatte ihr sowieso meistens verboten mitzugehen. Bankotsu, der Hund, hatte allen Spaß allein gehabt.

Vorsichtig schlug Kagura ihren weißgefärbten Wollumhang über ihren Rücken, so dass er ihr nicht in die Quere kam und sie die Arme frei für den Schuss hatte. Sie warf einen kurzen Blick zu ihrem Jagdgefährten und Kindheitsfreund hinüber.

Bankotsu hatte die gleichen Vorbereitungen getroffen und nahm grad eines seiner Geschosse aus dem Bogenköcher, um es auf die Sehne zu legen. Sie folgte seinem Beispiel und löste ebenfalls vorsichtig einen der sechs langen Pfeile aus der Halterung, die direkt am Bogen befestigt war.

Sie beide waren eingespielte Partner und eine Jagd lief bei ihnen in Einklang ab, sie griffen ineinander wie Zahnräder. Der Wolfsknabe, den man den Alten nannte und der sie ausbildete, hatte schon früh ihre Harmonie erkannt und sie aus allen Welpen fast

immer ausgesucht und gemeinsam arbeiten lassen. Inzwischen konnten sie beinahe spüren, was der andere tat.

Kagura schob einen ihrer Füße ein Stück weiter nach vorn, damit sie einen besseren Stand hatte, und setzte den Pfeil auf die Sehne. Sie spannte den geschmeidigen Bogen und blickte erneut kurz zu Bankotsu. Der erwiderte ihren Blick, Zuversicht und Selbstsicherheit in den Augen, dann wandten sie sich beide gleichzeitig wieder nach vorn.

Sie zielte, ließ den Pfeil los und die Sehne sang. Rechts von ihr ertönte ein ähnliches Geräusch und nur wenige Augenblicke später schlugen die Pfeile in ihre Ziele ein. Der eine Hirsch sprang erschrocken in die Höhe und brach dann zusammen, der andere stürmte mit dem Rest der Herde davon, stolperte aber schon nach wenigen Schritten und fiel vornüber.

„Verdammt!“, zischte Bankotsu von der Seite, während Kagura mit einem Jubelschrei aufsprang und begann, den Abhang hinunterzurennen. Ihr Begleiter, der schon jetzt längere Beine hatte als sie, stürmte schon nach wenigen Schritten an ihr vorbei.

Er erreichte seinen weiter entfernt liegenden Hirsch schneller als sie und zog rasch das Sansaki, das Jagdmesser der Wolfskinder. Das Tier lebte noch, das konnte Kagura selbst von ihrer Warte aus sehen, als sie sich neben ihrer eigenen gänzlich toten Beute in den Schnee sinken ließ. Bankotsu würde es schnell töten und ihm weitere Qualen ersparen.

Vorsichtig fuhr sie durch das weiche Winterfell des Tieres und legte ihm die Hand auf den Hals, ehe sie leise das Dankesgebet sprach, das das erste war, was sie in ihrer Ausbildung gelernt hatte. Von der Seite hörte sie Bankotsus Echo, als er die gleiche Geste vollführte.

Doch kaum war das letzte Wort über ihre Lippen gekommen, sprang sie schon auf und löste vorsichtig den Pfeil aus dem toten Tier. Immer wieder hatte man ihnen eingeschärft, auf die Geschosse acht zu geben, denn sie waren teuer und je vertrauter man mit ihnen war, desto besser flogen sie. Sie reinigte die Spitze und den blutigen Schaft im Schnee und schob ihn wieder an seinen Platz im Köcher zurück.

„Weißt du“, begann Bankotsu plötzlich, als sie die Kadaver den Hügel hochschleppten. Ihre Beute war schwerer als gedacht, vor allem für zwei dürre, dreizehnjährige Kinder. Doch starrköpfig und störrisch wie sie waren, würden sie eher hier festfrieren als loslassen. „Der Alte hat gesagt, dass er mich diesen Vollmond auf das Mondhorn schickt.“

Der Alte, das war ihr Lehrer. Er hatte auch einen richtigen Namen, aber den hatte Kagura längst vergessen, da ihn jeder nur den Alten nannte. Und das Mondhorn, das war der heiligste Berg der Wolfskinder – Tsukihanas sakrale Stätte, der Ort, an dem sie stets die Erde betrat, wenn sie von ihrem göttlichen Himmel herunterstieg.

Jeder Welpen würde früher oder später auf diesen Berg steigen, die Prüfung ablegen – gewinnen oder sterben, andere Möglichkeiten gab es nicht – und als geweihtes Wolfskind wieder herabkommen.

Das war es also gewesen. Das war also der Grund, warum der normalerweise laute und freche Junge in der letzten Zeit so nachdenklich gewesen war. Kagura schluckte hart und nickte nur. Wenn der Alte ihn gefragt hatte, warum dann nicht auch sie?!

Sie und Bankotsu waren immer zusammen, sie machten alles zusammen und sie waren gleich gut. Sie waren beide Welpen, Novizen der Wolfskinder, der Besten Jäger der Cih-Anu. Und jetzt schien es so, als würde Kagura allein zurückbleiben, während Bankotsu auf den Berg stieg, gegen einen Himmelswolf kämpfte und als Wolfsknabe zurückkehrte.

Dann würde er kein Welpen mehr sein. Heftig blinzelnd beugte sie sich tiefer über den Kadaver und weigerte sich, Tränen fließen zu lassen.

„Ich ... ich...“, fuhr Bankotsu fort und suchte nach den richtigen Worten. Damit war er jedoch noch nie gut gewesen. Als ihm keine einfielen, klappte er den Mund vernehmbar wieder zu und überlegte. Sie konnte es *hören* und außerdem war er nie gut mit Worten gewesen.

Sie schluckte noch einmal. „Du wirst das ganz toll machen.“, sagte sie, aber ihre Stimme zitterte.

Bankotsu lachte verlegen und rieb sich den Hinterkopf. „Ja, denkst du? Ich weiß nicht, ich habe...“ Er verstummte und blickte sich um. „Ich ... Kannst du ein Geheimnis für dich behalten?“

Kagura fuhr sofort auf und stellte sich kerzengerade hin. „Für wen hältst du mich?!“, protestierte sie. „Natürlich! Was ist los?“

Er blickte zur Seite, ein leichter Rotschimmer auf den Wangen. Dann hob er die Schultern und zerrte seinen Hirsch weiter. Kagura stieß enttäuscht die Luft aus und folgte seinem Beispiel.

Ihre Reittiere, robuste, genügsame Bergponys, hatten sie unter einer Gruppe von Tannen zurückgelassen, wo sie noch immer warteten. In der selbstverständlichen Gewissheit von reicher Beute, wie sie nur Kindern zu eigen ist, hatten sie ein kräftiges Packtier mitgenommen. Jetzt konnten sie froh darüber sein, auch wenn der Wächter am Burgtor sich deswegen königlich über sie amüsiert hatte.

Gemeinsam wuchteten sie die Kadaver auf den Rücken des geduldigen Ponys. „Weißt du“, begann Bankotsu erneut. „Ich ... habe Angst.“

Ihr wäre beinahe das Hirschbein aus den Händen gerutscht und sie starrte ihn an. „Wie? Was?“ Sie wusste natürlich, wovon er sprach.

Sie hatten sich beide schon oft miteinander laut ausgemalt, was sie tun würden, wenn sie auf das Mondhorn geschickt werden würden. Sie würden den Himmelswolf tapfer herausfordern und ihn besiegen. Sie würden als echte, richtige, *geweihte* Wolfskinder zurückkommen, mit einem prächtigen Fell um die Schultern, und den heiligen Zeichen auf Rücken und Brust.

Von Angst war da nie die Rede gewesen.

Aber Bankotsu wirkte so ernst, so ... sicher, dass sie nichts sagte, sondern ihn nur anblickte. „Ich höre die Himmelswölfe rufen, nachts, wenn ich schlafe. Und ...“ Er verstummte.

Sie setzte eine entschlossene Miene auf und versuchte, ihrer Stimme einen festen Klang zu geben. „Du wirst das schaffen, Bankotsu. Die Göttin hat uns bereits ausgewählt, als wir Welpen wurden. Und so ein Test ist eine Kleinigkeit für uns!“ Sie stieß ihn an. „Dafür wurden wir geboren!“

Er wirkte einen Moment, als ob er sie anzweifeln wollte, dann trat ein entschlossener Glanz in seine kobaltblauen Augen und er grinste und nickte einmal bestimmt.

Gemeinsam rückten sie den Hirsch zurecht und banden sie an dem Packsattel fest, ehe sie die ihre Reitponys einfingen und aufsaßen. Eine Weile ritten sie still nebeneinander her. Irgendwann erreichten sie den Weg, der zur Burg zurückführte.

„Weißt du“, begann Bankotsu dann zum dritten Mal. „ich bin sicher, dass der Alte dir auch bald sagen wird, dass du dich auf den Anstieg vorbereiten sollst.“, beteuerte er ihr und klang dabei so fest, dass sie ihm beinahe glaubte. „Dann können wir gemeinsam auf die Jagd gehen. Auf eine *richtige* Jagd, die uns würdig ist. Nicht sowas wie das hier. Tiefer in den Bergen oder gar nicht im Himmelwind oder nach Bergkatzen und so.“

Sie zwang sich, die düsteren Gedanken wegzuschieben. Bankotsu hatte recht, oder nicht? Der Alte hatte es nur noch nicht geschafft, sie aufzusuchen. Wie konnte er auch? Im Gegensatz zu den anderen Welpen war sie stets nur für wenige Nächte im Jagdlager, während sie den Rest der Zeit in der Burg ihres Vaters verbrachte.

„Natürlich!“, behauptete sie zuversichtlich. „Dann bringen wir die beste Beute heim.“ Sie trieb ihr Pony schneller an. „Und selbst mein Vater wird stolz auf mich sein!“ Sie lachte und ließ ihr Reittier in Galopp ausbrechen. „Den Letzten beißen die Hunde!“, brüllte sie über ihre Schulter zurück.

Fürstin Kikyou von Museni war trotz ihrer nicht mehr jungen Jahre eine schöne Frau. Ihr dichtes, langes Haar war schwarz wie eh und je, ihr Gesicht nahezu frei von Falten und ihr Gang stolz, elegant und anmutig wie der einer Tänzerin. Sie hielt sich wie eine Königin und manchmal benahm sie sich so – gerecht, weise, klug, gebieterisch.

Doch selbst in der Tracht der Ookami war sie noch Inch für Inch eine Priesterin der Cih-Anu. Man redete viel über sie in den Hallen der Burg Wolfshöhe, selbst noch nach so vielen Jahren, seit sie Fürst Naraku geheiratet hatte. Aber es war kein Wunder, war sie doch die Hohepriesterin der Cih-Anu, ihre Königin, ihre Mutter, ihre Anführerin in allem Weltlichen und Spirituellen.

Sie war die Oberste jenes Volkes, das hier in Tisarien so verschrien und unterdrückt war, bezwungen und beinahe rechtlos, obwohl dessen Angehörigen diejenigen waren, die das Land zuerst bevölkert und beherrscht hatten.

Aber die Cih-Anu waren schon seit Jahrhunderten keine Herrscher mehr – zuerst unterworfen von den Ookami und den Anhiin, schließlich auch von den Drayar. Aber noch immer sprach man nur im Flüsterton von den geheimnisvollen Kräften der Cih-Anu, von den mystischen Mächten, die ihren Priesterinnen zur Verfügung standen, den rätselhaften Zaubern ihrer Schamanen und den dunklen Fähigkeiten der Wolfskinder und Wolfskrieger.

Und Kikyou ... Kikyou stand all jene Stärke und Autorität zur Verfügung. Sie war die Hohepriesterin.

Kagura war stolz auf ihre Mutter. Stolz darauf, ihre Tochter sein zu dürfen. Stolz darauf, ihren Pfaden folgen zu können und stolz darauf, Cih-Anu zu sein. Aber manchmal wollte sie einfach schreien und toben und ihrer Mutter ins Gesicht brüllen. „Nein, Kagura.“ Kikyous schöne Stimme war fest und hart. „Ich kann nicht zu deinem Lehrer gehen und ihm befehlen, dich auf den Berg zu schicken.“

„Aber warum nicht? Bist du nicht die Hohepriesterin?“

Die ältere Frau stemmte die Fäuste in die Hüften. „Kagura, der Alte entscheidet, wann du zur Prüfung zugelassen wirst. Wenn ich ihn einfach übergehen würde, wäre ich keine gute Priesterin. Außerdem kann ich in solchen Sachen niemanden vorziehen, nur weil er zufällig mit mir verwandt ist!“

Damit drehte sie sich um und ging zum Fenster der Kemenate. Diese nahm einigen Platz im Palais ein und von den hinteren Fenstern hatte man einen wunderbaren Ausblick über die Himmelwindberge.

Burg Wolfshöhe lag am äußersten Rand der Wolfsfänge, eines kantigen, steilen Gebirgskammes und es gab viele Mythen und Legenden, wie sie dorthin gekommen war. Es schien unmöglich für Menschen, diese Spornburg zu erbauen, die direkt aus dem steilen Abhang hinauszuwachsen schien, ja, die teilweise von den enormen steinernen Pfählen getragen wurde, die aus dem mächtigen Talkessel darunter herausragten.

Die Wolfshöhe selbst war nach oben gebaut, mit mächtigen, steilen Mauern und fünf

hohen Türmen, die sich gen Himmel reckten Der Palais befand sich am hintersten Ende des mächtigen Baus. Er verband zwei der Pfeiler miteinander und dahinter – und teilweise auch darunter – ging es tief hinab.

Aber Kagura interessierte sich nicht für den grandiosen Ausblick über das Gebirge, sondern stampfte wütend mit den Füßen auf. Kikyō wandte sich wieder ihrer Tochter zu und ihr Gesichtsausdruck hatte sich von streng in liebevoll verändert. „Hör zu, Kagura. Ganz die Wahl deines Lehrers ist es auch nicht.“ Sie ließ sich auf eine der Steinbänke sinken, die sich in der Fensternische befanden. „Setz dich zu mir.“

Das freundliche Lächeln, das ihre Mutter ihr schenkte, ließ all ihren Zorn verrauchen und sie kletterte neben ihr auf die Bank.

„Der Alte hat längst mit mir gesprochen. Wäre es wirklich nach seinem Willen gegangen, würdest du dieses Jahr mit Bankotsu einen Himmelswolf treffen.“

„Aber...!“ fuhr Kagura wieder auf und verstummte, als Kikyō eine Hand hob. „Denk daran, wer dein Vater ist. Glaubst du, er würde zulassen, dass seine Tochter eine Wolfsmaid wird? Schlimm genug, dass Byakuya ihm das Versprechen abgeschwatzt hat, Schamane werden zu dürfen – aber das wird er gnadenlos nutzen, wenn es ihm gelegen kommt.“

Kagura schob eine Unterlippe vor und schmolte. „Wenn Byakuya Schamane werden kann, was spricht dagegen, dass ich auf den Berg steige?“, jammerte sie.

„Byakuya ist einer seiner vier Söhne und sein magisches Talent ist zu stark, um es verwildern zu lassen. Und außerdem, du, Kagura, bist ein Mädchen.“

„Na und?! Alle Wolfsmaidens sind Mädchen!“ Kagura war sich klar, dass diese Bemerkung total überflüssig und lächerlich war. Aber sie wollte einfach etwas sagen, irgendetwas!

„Aber bei dir ist es anders – du bist nicht irgendein Mädchen. Du bist die Tochter von Naraku, dem Fürsten von Museni, dem Südlichen Fürsten. Du bist nicht nur Cih-Anu, du bist auch Ookami. Und dein Vater wird entscheiden, was mit dir geschehen wird. Und ich bin sicher, er hat schon etwas im Sinn für dich, was weder dir noch mir gefallen wird. Aber im Moment können wir nichts dagegen tun, auch nicht, dich einfach auf den Berg steigen lassen.“

Kagura gab einen Laut des Protestes von sich. War Kikyō nicht eine mächtige Frau, eine Königin, die Hohepriesterin der Cih-Anu?!

Aber natürlich, selbst sie war nur eine Frau in einer Männerwelt, denn die Ookami waren nicht die Cih-Anu. Was konnte sie schon tun?

„Und du? Bist du nicht die Hohepriesterin? Mutter...“

Kikyō seufzte und strich ihr eine vorwitzige Strähne aus der Stirn. „Ich werde mit deinem Vater sprechen, aber erwarte nicht zu viel. Es ist unwahrscheinlich, dass er sich so einfach von seinen Plänen abbringen wird und er will keine Tochter, die im Namen von Cih-Anugöttern geweiht ist. Und vielleicht ... halten genau diese Götter auch etwas anderes für dich bereit. Kagura, du wirst deine Bestimmung finden und den Pfad beschreiten, den dein Schicksal für dich bereit hält.“

Das Mädchen wusste, dass diese Worte tröstend sein sollten, aber im Moment waren sie nicht beruhigend für sie. Sie zog die Knie an und umschlang ihre Beine mit den Armen. „Ich will aber Wolfsmaid werden.“, flüsterte sie und blickte mit weit aufgerissenen Augen zu ihrer Mutter hoch.

Die lächelte wehmütig und strich ihr durch das jettsschwarze Haar. „Ja, ich weiß. Ich wünschte, ich könnte dich beim nächsten Vollmond einfach ziehen lassen. Aber leider ist das Leben selten einfach.“

Das Mädchen verzog den Mund und presste ihr Gesicht gegen ihre Beine. „Das ist

nicht gerecht.“

„Und das Leben ist auch selten gerecht.“ Die Priesterin legte tröstend einen Arm um ihre Tochter und zog sie an sich.

Der Sturm heulte um die Burg und rüttelte lautstark an den zugezogenen Fensterläden. Durch die kleinsten, offenen Ritzen drang er herein und brachte Kälte und an manchen Stellen sogar Schnee mit. Man hatte die Wolfshöhe aufs beste verrammelt und nirgendwo drang Licht nach draußen, nicht mal aus dem Wächterhäuschen an der hochgezogenen Zugbrücke. Die Burg war blind und taub, aber auch besser verbarrikadiert als zu allen anderen Zeiten.

Der Wind trieb den Schnee kreuz und quer über den Burghof, warf Dachlawinen los und blies jeden Wagemutigen von den Zinnen. Die Tiere in den Ställen waren überreizt und schwer ruhig zu halten. Die Menschen hatten sich in den großen Gemeinschaftshallen zusammengefunden, erzählten sich Geschichten und sangen Lieder, um sich zu beruhigen.

Zu Zeiten wie diesen war Kagura froh, dass sie die Tochter des Fürsten war und darum Anspruch auf einen Platz in der warmen Kemenate hatte. Auch wenn das bedeutete, dass sie sich lästiger Handarbeit widmen musste.

Böse starrte sie auf das feine Tuch hinab, das sie eigentlich mit feinen Blümchen besticken sollte. Was bei Tsukihana sollte sie damit?! Das brachte doch niemandem etwas und ihr selbst am allerwenigsten!

Lieber würde sie jetzt die halbfertigen Pfeile befiedern, die sie in dem langen Kasten neben ihrem Bett untergebracht hatte. Sie war schon ganz aufgeregt, sie zu benutzen – es waren die ersten, die sie ohne Aufsicht und ganz alleine fertigte. Bis jetzt war immer der Alte dabei gewesen oder der Waffenmeister ihres Vaters. Aber diese... Sie hatte nur ihrer Mutter und Bankotsu davon erzählt, aber sie hatte nicht zugelassen, dass jemand ihr dabei half.

Erst war sie ewig durch den Wald gewandert und hatte geeignete Äste gesucht. Dann Federn gesammelt, beziehungsweise ihre bereits existierende Sammlung, die über die Jahre zusammengekommen war, beraubt. Und schließlich hatte sie sich an die Arbeit gemacht, Stück für Stück und Holzspan für Holzspan.

Die Aufgabe war nur langsam vorangeschritten, aber stetig und jede einzelne Stunde hatte sie glücklich gemacht. Das war allein *ihre* Arbeit. Ihre. Selbst die Spitzen hatte sie größtenteils selbst gefertigt, aus Knochen und Horn. Nur die sechs metallenen hatte sie sich beim Schmied erbettelt.

Die Zeit während dem Sturm könnte sie doch viel produktiver nutzen, wenn sie jetzt ihre Pfeile nehmen könnte, die scharfen Messer, den Leim und die schönen Federn... Sie seufzte.

„Kagura.“ Die Stimme, die so plötzlich hinter ihr ertönte, ließ sie so heftig zusammenzucken, dass sie ihre Stickerei mitsamt dem Stickrahmen auf den Boden schleuderte. „Was habe ich dir gesagt, Kagura?“

Das Mädchen drehte sich zu der matronenhaften Frau um, die sich mit in die Hüften gestützten Fäusten hinter ihr aufgebaut hatte. Sie hatte dunkles, grau durchschossenes Haar, ein breites, (normalerweise) freundliches Gesicht und Muskeln wie ein Schmied, auch wenn man ihr letzteres nicht ansah.

Ihr Name war Vokima und sie war die Amme von Kikyous Kindern, trotz der Tatsache, dass sie eine Ookami war. Mit Kagura hatte sie immer besondere Probleme gehabt, denn das Mädchen und sie teilten die Ansichten über die Rechte, Pflichten und Erziehung einer adligen Tochter nicht.

„Aber ich könnte etwas viel interessanteres tun.“, jammerte das Mädchen und warf einen flehenden Blick zu ihrer Mutter hinüber.

Kikyō saß neben dem Feuer auf einem niedrigen Stuhl und las. Oder sie hatte gelesen und momentan beobachtete sie die beginnende Auseinandersetzung zwischen ihrer Tochter und deren Amme mit einem amüsierten Blick. Sie schüttelte den Kopf, als erstere sie anblickte und diese wusste, dass sie das allein durchstehen musste.

Denn von den anderen Anwesenden – ihrer kleinen Schwester Kanna, den Hofdamen und deren Töchtern – hatte Kagura ebenfalls keine Hilfe zu erwarten. „Bitte, kann ich nicht...“ Sie schielte zur Tür. Von da wären es nur noch ein paar Schritte bis zu ihrem Zimmer und ihren...

„Nein.“, beendete Vokima ihre Träumereien. „Wie willst du jemals einen anständigen Mann bekommen, wenn du ständig wie eine Wilde durch den Wald rennst, anstatt dich den Dingen zu widmen, die du wirklich brauchst?“

Kagura warf einen angewiderten Blick auf die Stickerei, die noch immer am Boden lag. „Wofür sollte man das brauchen?“, wollte sie dann ehrlich interessiert wissen.

Für einen Moment fehlten selbst Vokima die Worte, dann straffte sie wieder die Schultern und erklärte: „Das sind die privilegierten Aufgaben einer hohen Tochter. Du verzierst damit deine hübschen Kleider und...“

„Ich brauche keine hübschen Kleider.“, schmolte das Mädchen und überkreuzte die Arme vor der Brust. „Die gehen auf der Jagd nur kaputt.“

Daraufhin schnalzte Vokima ungehalten mit der Zunge. Die beiden hatten die Diskussion darüber, was sich für sie gehörte und was nicht, schon so oft geführt, dass sie nicht mehr zu tun brauchte.

Kagura starrte mit trotzigem Blick zurück. Sie hatte heute einfach keine Lust, nachzugeben. Sie wollte das nicht machen. Sie wollte in ihre Kammer und sich ihren Pfeilen widmen. Dies war der perfekte Tag für eine solche Arbeit, selbst wenn Bankotsu nicht da sein würde.

„Also schön.“ Anscheinend war die Amme heute positiv gestimmt. Oder sie hatte einfach gemerkt, dass sie heute auf Granit beißen würde. „Heb das auf – wir machen etwas anderes. Kanna, Liebes, warum kommst du nicht zu uns?“

Damit rauschte sie in den Nebenraum, der ihre Kammer darstellte. Kagura fragte sich, welche nutzlose Tätigkeit ihr nun aufgedrängt wurde. Aber zumindest die erste Schlacht hatte sie gewonnen. Sie beschloss, großzügig zu sein und ob die Stickerei auf um sie zur Seite zu legen.

Kanna folgte ihrem Beispiel und schob ihren Hocker zu dem ihrer Schwester. Das Mädchen war ein paar Jahre jünger als Kagura, still und blass, deutliche Hinweise auf die chronische Krankheit, die sie plagte. Trotzdem war sie mit allem, was Handarbeiten und höfischer Etikette betraf, ihrer großen, wilden Schwester weit voraus.

Vokima kam mit einem kunstvoll geschnitzten Kästchen zurück, das die Größe der musenischen Finanzbücher hatte – dicke Wälzer, die Kagura kaum tragen konnte. Die hölzerne Box musste viel leichter sein. Vokima stellte sie auf einem kleinen Tisch ab, öffnete sie geheimnisvoll und holte etwas heraus.

Es war eine kleine Schleife. Sie war aus einem roten und einem weißen Faden gedreht und ein kleiner, hölzerner Anhänger in Form eines glückbringenden Kleeblattes hing daran. Kagura kannte solche Schleifen – Ookamifrauen verschenkten sie an ihre männlichen Verwandten und Freunde, jeden Lenzmond, nachdem sie sie im selben Monat handgefertigt hatten.

Damit wollte man sich das Glück des Frühlings sichern, das Leben und die fröhliche Zeit, die man vor sich hatte. Man nannte sie Märzchen. Geweiht waren sie einem der ookamischen Götter. Ohne Weihung, so lautete der Brauch, waren sie wirkungslos oder brachten sogar Pech.

„Wie ihr wisst, ist dies genau der richtige Monat für Märzchen. Wie wäre es, wenn ihrer eurem Vater und euren Brüdern je eines davon machen würdet?“ Vokima lächelte liebenswürdig und griff in den Handarbeitskorb, der unter dem Tisch stand, um zwei Handspindeln herauszuholen und sie je einem der Mädchen in die Hand zu drücken. Dann schichtete sie rot und weiß gefärbte Wolle in zwei Haufen auf dem Boden auf. „Wir fangen ganz am Anfang an.“

Kagura hätte die Spinnwirtel am liebsten quer durch den Raum geschleudert.

Die Große Halle war das Herzstück von Burg Wolfshöhe, mehrere Mannslängen hoch und so geräumig, dass man ein kleines Turnier in ihr veranstalten konnte. Sie war von Anfang an darauf ausgelegt, dass die gesamte Belegschaft der Burg und eine beträchtliche Menge an Gästen und genügend Tische bequem hineinpassten.

Drei große Herdstellen sowie eine ganze Reihe von enormen Kohleschüsseln waren strategisch im Raum verteilt. Stattliche, kunstvoll mit Figuren aus dem ookamischen Legendenschatz verzierte Säulen stützten die Decke und die Wände waren bedeckt von dicken, meisterhaft gefertigten Wandgobelinen, der Boden dagegen mit Stroh.

Die Halle befand sich direkt unter der Kemenate und wie diese im hintersten Part des Palais. Riesige Bogenfenster öffneten sich zu einem überwältigenden Anblick über das Himmelswindgebirge. Sie waren aus teurem, dickem Glas, das so durchsichtig war, dass man beinahe glaubte, es wäre gar nicht vorhanden. Zwei bestanden sogar aus dem bunten Bleiglas und stellten Szenen aus bekannten Ookamilegenden dar.

An der Stirnseite des Saales erhob sich ein mit Teppichen bedecktes Podium, auf dem eine einzelne Tafel stand – dort aßen die Fürstenfamilie sowie ihre höchsten Gäste. Alle anderen nahmen größtenteils wahllos an den anderen Möbeln Platz, die meist nicht einmal zur Hälfte besetzt waren.

Naraku war ein hochgewachsener, schöner Mann mit grausamen Augen und noch grausamerem Lächeln. Er saß allein an einem der langen Tische, über den vollgeschriebene Papiere und Listen verteilt waren, außerdem die Finanzbücher des Fürstentums.

Außer ihm war niemand zu sehen und Kagura fragte sich, ob dies wirklich der richtige Zeitpunkt war. Dann blickte sie nach unten auf das Tablett, auf dem sie seinen Lieblingstee transportierte. Wenn sie schon eine so wichtige Frage stellen wollte, dann wenn Naraku freundlich gestimmt war. Manchmal verdarb er allen die Laune, einfach weil er selbst unleidig war. Aber der Tee würde ihn positiver stimmen und der Schuss Alkohol darin locker und im Moment sah es nicht so aus, als ob die Bücher ihm Probleme bereiten würden.

Darum fasste das Mädchen sich ein Herz und setzte ihren Weg fort. „Vater...?“, begann sie und er blickte auf. „Ich bringe dir Tee.“, erklärte sie und stellte das Tablett vorsichtig auf einer der Flächen ab, die nicht von Papieren bedeckt waren.

Naraku zog eine Augenbraue hoch, sagte aber nichts, als sie das Gedeck vorbereitete und ihm einen Becher einschenkte. Schweigend reichte sie ihm das Gefäß und sah zu, wie er daran nippte und genüsslich einige Schlucke nahm. Sie verschränkte die Hände hinter dem Rücken und wartete. Sollte sie ihm vielleicht anbieten, noch Gebäck zu bringen?

„Was willst du?“, wollte Naraku dann wissen und Kagura zuckte ertappt zusammen. Ihr

Vater verzog die Lippen zu einem dünnen Lächeln und fragte: „Du glaubst doch nicht wirklich, ich würde nicht bemerken, dass du nur aus dem Grund so zuvorkommend bist, weil du etwas haben willst, oder?“

Sie wurde rot und senkte den Blick. Aber dann wallte Trotz in ihr auf. Wenn er schon so fragte und sie sowieso schon so weit gekommen war – wäre er tatsächlich wütend, hätte er sie schon angebrüllt und davon geschickt – beschloss sie, einfach ihre Frage zu stellen: „Ich ... ich wollte dich fragen, Vater, ob ... ich ... du...“ Sie hielt inne. Stottern würde sie nicht weit bringen. „Darf ich auf den Berg steigen?“

„Welchen Berg? Und warum solltest du auf einen Berg steigen, noch dazu zu dieser Jahreszeit?“ Er warf einen bedeutungsvollen Blick aus dem Fenster, wo man den Schnee und den grauen Himmel deutlich sehen konnte. Augenscheinlich hatte er keine Ahnung, wovon sie sprach.

Sie bemühte sich, deswegen nicht aus der Haut zu fahren, sondern erklärte: „Ich ... will auf das Mondhorn. Ich will gegen einen Himmelswolf kämpfen. Mutter sagt, dass ich ... gut genug bin. Und Bankotsu geht beim nächsten Vollmond auch hinauf und ich...“ Sie verstummte. Wenn sie jetzt sagte *ich will auch*, dann könnte sie gleich kindisch mit den Füßen aufstampfen und herumschreien. Sie musste sachlich bleiben. Etwas anderes würde er nicht akzeptieren.

Aber anscheinend hatte er jetzt wenigstens begriffen, wurm es überhaupt ging. Für einen Moment blieb es still. Naraku drehte nachdenklich seinen Becher in der Hand und blickte sie an, schweigend. Sie bemühte sich, ihn offen und stolz anzusehen, aber sie spürte selbst, wie sie unter seinen Blicken zusammenschrumpfte.

Schließlich erhob er die Stimme, aber was er sagte, war ganz und gar nicht, was sie sich erhofft hatte – nur befürchtet. „Und wie, sag mir, soll ich eine Tochter standesgemäß verheiraten, wenn sie die Zeichen eines Volkes wie den Cih-Anu trägt, ohne dass die Ehe gleich wieder annulliert werden soll?“, erkundigte er sich scharf, aber noch immer in einem sachlichen Tonfall. „Ganz zu schweigen davon, dass die wenigsten Fürsten eine Frau haben wollen, die besser jagen kann als ihre eigenen Jäger.“

Kagura wurde rot vor Zorn. „Ich will aber nicht irgendeinen Fürsten heiraten!“, ereiferte sie sich. „Und was interessiert mich, ob die sich in ihrem Stolz gekränkt fühlen?! Wenn sie so schlechte Jäger haben, ist das nicht mein Problem!“

Naraku stellte den Becher heftig auf dem Tisch ab, so dass fast der Tee über den Rand schwappte. Aber seine Stimme hob sich im keinen Deut, sie wurde nur noch schärfer, kälter. „Du solltest mehr Respekt lernen, Kagura. Du bist die Tochter eines Fürsten und du solltest langsam anfangen, dich auch wie eine zu verhalten. Und jetzt nicht mehr von diesem unsinnigen Zeug.“

Sie musste sich anhalten, damit sie nicht unwillkürlich einen Schritt zurückwich, sondern straffte die Schultern. Der Zorn in ihr wurde größer. Wie konnte er es wagen, so von dem zu reden, was ihr so wichtig war? Was ihr Erbe war und das Leben ihrer Mutter?! „Das ist kein unsinniges Zeug!“, brüllte sie. „Das ist das, was ich sein will. Ich will nicht die dumme, hirnlose, ständig kichernde Frau eines Drayarfürsten werden! Ich will auf den Berg und ich will Wolfsmaid sein und das tun, wozu ich geboren wurde!“

„Nun, dummerweise geht es nicht immer darum, was du willst.“, antwortete Naraku ungerührt über ihren Ausbruch. „Aber wenn du nicht Rest des März hier in Wolfshöhe verbringen willst, ohne einen Schritt davor zu setzen, dann bedenke, wer du bist. Du solltest dich lieber auf die andere Seite deiner Herkunft besinnen.“

Die Worte brachten sie wieder zur Besinnung, auch wenn ihr Zorn noch nicht

verraucht war. Sie wurde nicht gern daran erinnert. Die andere Seite. Das andere Volk. *Sein Volk*, die Ookami, die wilden Krieger des Nordens. Aber sie war nun mal keine Ookami, sie war durch und durch Cih-Anu, auch wenn sie nur ein Halbblut war. Sie *wollte* Cih-Anu sein. Warum verstand er das nicht?

„Aber...“, begann sie, um sich zu erklären, es ihm zu erklären. Vielleicht würde er es einsehen? Vielleicht würde er verstehen? Vielleicht, wenn sie nur die richtigen Worte fand...?

Aber ihr Vater schien nichts davon hören zu wollen. Es war ihm ganz egal. Sie war ihm egal. Er wollte sie nur für seine Pläne benutzen, wie ein Bauer in einem Schachspiel. Er hob die Hand und blickte streng auf sie hinunter. „Geh jetzt. Ich will nichts mehr von diesem Thema hören.“

Kagura hatte Probleme zu atmen und es war, als säße ein dicker Kloß in ihrer Kehle. Sie schluckte hart, aber es änderte nichts.

„Worauf wartest du?“ Narakus Ton war endgültig und sie drehte sich um und rannte hinaus. Sie wollte nicht, dass er die Tränen sah, die jetzt ungehindert über ihre Wangen liefen.

Der heiße Atem des Ponys bildete kleine Wölkchen und der Boden war noch bedeckt mit Frost. Es knirschte bei jedem Schritt leise unter den Hufen der beiden keinen Pferde, denen die Kälte nichts auszumachen schien.

Ihre beiden Reiter saßen warm eingepackt und mit roten Gesichtern in den Sätteln. Am Anfang hatten Kagura und Bankotsu noch gefroren, aber das hatte sich schnell gelegt, nachdem sie mit den Übungen begonnen hatten.

Sie waren schon sehr früh aus ihren Bettrollen in den kleinen Hütten gekrochen und hatten die Pferde zur Übungsbahn gebracht. Das war eine lange Strecke, an der provisorische Ziele aus Stroh und Holz aufgebaut worden waren.

Der Alte kam oft mit ihnen her, aber im Moment befanden sich die meisten seiner Welpen im Winterlager mit ihren Familien und er selbst besuchte seine Enkel weiter im Süden. Aber Suikotsu, Bankotsus Vater, lebte das gesamte Jahr hier und darum nutzten sie jetzt allein die Übungsziele. Das war ihnen immer ein Vorteil gewesen.

Kagura befand seit einigen Tagen hier und jedes Mal waren sie vor dem Sonnenaufgang aus den Decken gekrochen um im Dunkeln Schießen zu üben. Kikyous hatte sie zu ihrer Schwester geschickt, denn nach dem Naraku ihr den Aufstieg auf das Mondhorn untersagt hatte, war Kaguras Laune tagelang miserabel gewesen.

Kaede, Kikyous einzige lebende Verwandte außer ihren Kindern, lebte in dem kleinen Cih-Anudorf, das schon sich seit vielen Generationen hier befand und nie gewichen war. Die niedrigen, weiß verputzten oder hölzernen Häuser mit den dunklen Dächern und den hölzernen Veranden und Schiebetüren duckten sich in eines der Jijintäler, die sich wie die Klauenspuren einer göttlichen, riesigen Bestie parallel über die Flanken einiger Berge zogen.

Sie waren dicht bewachsen mit Bäumen und allem anderen und liefen in Terrassen für den Winterreis aus. Durch beinahe jedes zog sich ein kleiner Fluss, der auch die Reisfelder wässerte, aber im Moment kaum mehr war als ein Rinnsal. Bald würden sie zu reißenden Wildbächen anschwellen und dann würde man sich auch wieder um den Reis kümmern.

Außer den Cih-Anu kam selten jemand hier in diese abgelegene Gegend, obwohl sie nur einige Rittstunden von Burg Wolfshöhe entfernt lag, und die Bewohner waren froh darum. Den Cih-Anu war es immer am liebsten, wenn man sie allein ließ und sie sich vor der Geringschätzung und Verachtung, dem Spott und Hass der anderen drei

Völker Tisariens verstecken konnten.

Hier in dem kleinen Dorf im Jijintal gab es sogar einen Tempel, der dem Gott Jijin geweiht war, dem personifizierten Geist der Gegend. Kikyou sowie ihre Schwester waren hier zu Miko ausgebildet worden, den heiligen Schreinjungfrauen und Priesterinnen, die die neben der gesamten religiösen und spirituellen auch Teile der weltlichen Macht in den Händen hielten und diese meistens so klug verwalteten, wie sie konnten.

Früher war Kikyou die Erste Miko im Jijintal gewesen, dann hatte sie den Fürsten geheiratet und Kaede hatte diese Aufgabe übernommen. Byakuya sowie Kagura wurden hier ausgebildet, Byakuya zum Schamanen, Kagura zur Wolfsmaid – etwas, was ihr anscheinend doch niemals erlaubt werden würde.

Auch die beiden älteren Brüder der Zwillinge, Magatsuhi und Musou, hatten Teile ihrer Kindheit hier verbracht, unter den Fittichen Suikotsus, Kaedes und des Alten, doch sie waren weit weniger tief in ihrem Cih-Anuerbe verwurzelt und hatten sich eher auf ihre Ookamiherkunft besonnen.

Bankotsu, als reinblütiger Cih-Anu, war hier gemeinsam mit seinem älteren Bruder und einer kleinen Horde anderer Kinder aufgewachsen, völlig anders als Kagura, die ihn um diese Kindheit und Möglichkeiten beneidete.

„Hey, träumst du?“ Bankotsus Stimme riss sie aus den Gedanken und sie schreckte auf.  
„Wa...was?“

Der Junge grinste sie an und machte eine einladende Handbewegung. „Du bist an der Reihe. Los, sonst mach ich's nochmal!“

Kagura blickte von ihm zu der freien Übungsstrecke – die Ziele, der ausgetretene Weg, die Pfeile, die sie bereits abgeschossen hatten. „Na dann...“, sagte sie und lenkte ihr Pony an den Anfang des Pfades. Sie hatte ihren Köcher am Sattel befestigt und das Dutzend Pfeile, das sie noch darin hatte, klapperten bei jedem Schritt des Tieres aneinander.

Sie zog ein Geschoss heraus und setzte es auf die Sehne, während sie ihr Reittier mit den Knien in Position lenkte. Jetzt war es vorbei mit dem Schießen im Dunkeln, da es längst hell geworden war, doch Zielschießen vom Pferderücken war ebenfalls nicht leicht, darum schlossen sie es direkt an ihr Morgentraining an.

Bald würden sie zu den Hütten zurückkehren und etwas essen. Ihr Magen knurrte bereits... Nach diesem Gedanken schob sie alles Störende davon und konzentrierte sich auf ihre Aufgabe.

Mit einem lauten Ruf trieb sie ihr Pony zu einem raschen Trab an und spannte den Bogen. In rascher Folge schoss sie – Pfeil nehmen und auf die Sehne setzen, Bogen spannen, innerhalb von einem Augenblick zielen, schießen. Dies war pures Instinktschießen, aber geübte Schützen wie sie trafen oft in die Nähe des Ziels.

Manchmal dachte sie, wie erstaunlich dies doch war, doch Kikyou sagte ihr immer wieder eines: „Der Mensch, Kagura, ist ein erstaunliches, vielfältiges, talentiertes Wesen. Unterschätze ihn nie.“ Das hier war wieder mal ein Beweis, wie klug ihre Mutter doch war.

Kagura schoss den letzten Pfeil ab, griff nach den Zügeln und zog das Pony herum. Sie ließ es zu ihrem Freund zurückgaloppieren, fühlte sich glücklich und zufrieden und wünschte sich einfach nur, dass sie hier bleiben konnte. Die meisten ihrer Pfeile hatten die schwarze Mitte getroffen – ein hervorragendes Ergebnis für diese Art der Übung.

Bankotsus Vater, Suikotsu, war inzwischen dazugekommen. Er war ein freundlicher, hochgewachsener Mann, der stets Ruhe und Frieden ausstrahlte. Trotz, dass er einer

der besten Schützen und Kämpfer im Dorf war, war er ein sanfter, geduldiger Mann, der durch diese Fähigkeiten perfekt für die Aufgabe war, die er für sich gewählt hatte: Heiler. Und als ein solcher hatte er einen weitreichenden Ruf. Kranke aus großer Entfernung kamen ins Jijintal, nur damit er sie behandeln konnte.

„Ich reite nochmal!“, rief Bankotsu und lenkte sein eigenes Pony in Position. Bevor er allerdings losritt, wandte er sich noch einmal um und brüllte: „Danach gehen wir essen, also mach dir keine Hoffnungen!“

Kagura winkte lachend ab und brachte ihr Pony vor dem Heiler zum Stehen. Suikotsu und Kikyuu waren gemeinsam aufgewachsen und für Kagura war es nie ein Geheimnis gewesen, dass die beiden geheiratet hätten, wenn es nicht anders hätte kommen müssen. Oft wünschte sich, das wäre so – dann wäre sie jetzt nicht die Tochter von Naraku, sondern Suikotsus, dann müsste sich nicht mit all diesen ärgerlichen Pflichten einer adligen Tochter herumschlagen. Und sie könnte mit Bankotsu, der dann ihr Bruder wäre, auf das Mondhorn steigen.

Kikyuu und Suikotsu mussten sich noch immer lieben, dachte Kagura manchmal, weil man es ihnen ansah, wenn sie zusammen waren. Aber es konnte nicht sein.

Noch ehe das Pony wirklich zum Stehen gekommen war, rutschte Kagura aus dem Sattel. Sie behielt die Zügel in der Hand und stellte sich neben Suikotsu, der sie kurz mit einem seltsamen Blick ansah und sich dann seinem Sohn zuwandte, der eben sein Reittier antrieb.

Kagura schielte kurz zu dem Mann hoch, dann starrte sie auf ihre Füße und scharrte mit den Spitzen ihrer Stiefel im Dreck. „Mein Vater will mich nicht auf das Mondhorn lassen. Nicht diesen Vollmond, nicht nächsten, niemals.“, flüsterte sie dann leise. „Ich... ich...“

Sie wusste nicht, was sie sagen sollte. In ihrer Kehle bildete sich ein Kloß und sie schluckte heftig. Sie wollte nicht weinen, aber andererseits wäre es hier auch egal, wenn sie es tat. Es war nur Suikotsu da, der sie niemals verurteilen würde, und Bankotsu, der sowieso nicht lachen würde.

„Ich... wünschte, ich könnte es trotzdem einfach tun.“ Ihre Stimme klang dünn in der morgenlichen Stille.

Bankotsus Pfeile trafen mit je einem leisen *Tock!* dicht neben ihren eigenen ins Ziel ein, Scheibe für Scheibe. Sein Vater legte tröstend eine Hand auf Kaguras Schulter und drückte diese leicht. „Aber ... aber ich ...“ *Ich habe Angst, was er sagen und tun würde.* Sie sprach den Rest des Satzes nicht aus, aber ihr väterlicher Freund verstand sie.

„Es wäre nicht ratsam, das zu tun.“, stimmte er ihr zu.

„Ich wünschte, er würde mich gegen den Himmelswolf kämpfen lassen.“ Sie fühlte, wie der Kloß in ihrem Hals begann, sich aufzulösen. Wie ihre Tränen sich lösten und über ihre Wangen liefen. Sie starrte zu Suikotsu hoch. „Ich wünschte, er würde es einfach akzeptieren, dass ich Cih-Anu bin und nicht Ookami.“

Aus der Ferne drang der Hufschlag von Bankotsus Pony zu ihr, aber es war eher wie ein Echo oder als würde es von weit weg kommen. „Ich wünschte, du...“ *...wärest mein Vater.*

Den letzten Satz sprach sie ebenfalls nicht aus, aber Suikotsu verstand nicht, was sie sagen wollte oder tat so. Dieses Thema musste für ihn so viel schwerer und schlichtweg unaussprechlich sein...

„Ich kann dir da leider nicht helfen, Kagura-chan.“ Er schwieg für einen Moment, schien nach einer Antwort zu suchen, nach Worten. „Du bist nicht nur Cih-Anu, Kagura-chan. Dein Vater ist ein Ookami, alter Ookamihochadel und ... Wirf diesen Teil von dir

nicht einfach weg.“

„Da ist kein solcher Teil in mir.“, murmelte sie widerspenstig.

„Oder du hast ihn noch nicht gefunden.“ Suikotsus Stimme klang ermutigend. „Ich weiß, du bist ein gutes Mädchen – du bist stark und tapfer und klug und du hast nicht nur die Schönheit von deiner Mutter geerbt.

Aber ob du es willst oder nicht, Fürst Naraku ist dein Vater und auch er hat dir Blut und Eigenschaften vererbt. Früher oder später wird das hervorkommen. Du folgst den Wegen der Cih-Anu, wie es dein Recht ist, und du bist im Herzen bereits eine Wolfsmaid. Aber da ist etwas in dir, was von etwas anderem kommt und vielleicht auch etwas anderes will. Es hat sich nur noch nicht bemerkbar gemacht. Versuch, es zu finden und zu akzeptieren.“

Kagura starrte den Heiler zweifelnd an. Sie konnte und *wollte* nicht glauben, dass er recht hatte. Sie wollte weder Ookami sein noch die Tochter ihres Vaters und sie wollte schon gar nicht irgendetwas mit dieser Hälfte ihrer Herkunft zu tun haben.

Sie hatte es doch auch geschafft, oder? Sie war Cih-Anu. Suikotsu erkannte sie sogar jetzt schon als Wolfsmaid an, auch wenn sie noch nicht den Titel trug und es vermutlich auch nie tun würde.

Aber er hatte trotz allem recht, nicht wahr? Konnte sie den anderen Teil ihrer Herkunft einfach verleugnen, ignorieren, so tun, als gäbe es ihn nicht? Und warum würde es sie daran hindern, Wolfsmaid zu werden? Sie schluckte und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. Warum sollte sie es nicht können? Bis jetzt hatte es doch auch ganz gut geklappt...

Sie blickte auf, gerade als Bankotsu einige Schritte neben ihr aus dem Sattel sprang. Er musste mehr als eine Bahn geritten sein, damit das Mädchen und sein Vater dieses kleine Gespräch führen konnten, und sein Köcher war beinahe leer.

Nachdenklich zwirbelte Kagura die rotweiße Schleife zwischen Daumen und Zeigefinger. Bei jeder Drehung schlug das goldene Glückskleeblatt daran leicht gegen ihre Knöchel. Die Schnüre, aus denen die Kordel hergestellt war, waren etwas uneben, aber das fiel kaum auf.

Den Anhänger für das Märchen hatte Kagura von ihrer Amme erhalten. Sie hatte den Glücksbringer vorhin erst fertig gestellt und Vokima hatte sie daraufhin – endlich! – in die Freiheit entlassen und Kagura war sofort davongelaufen.

Eigentlich hatte sie vorgehabt, sich wieder ihren Pfeilen zu widmen, die noch immer nicht befiedert waren, doch jetzt saß sie hier am Fenster und starrte nur dieses Ding an. Was sollte sie damit tun?

Die Amme würde erwarten, dass sie es an jemanden verschenkte. Sie würde sicherlich fragen, ob sie es getan hatte. Und aus irgendeinem Grund war es ihr noch nie gelungen, die Frau anzulügen.

Vermutlich würde sie bei einer negativen Antwort auf diese Frage verlangen, dass sie es ihrem Vater schenkte. Aber Kagura wollte Naraku nichts schenken und jetzt schon gar nicht. Oder Magatsuhi, aber der war im Moment im Norden an der Grenze und damit unerreichbar.

Kagura seufzte und blickte nach draußen. Viel war nicht zu sehen – die Fensterbank war ziemlich breit und es war bereits dunkel. Der Himmel war schwarz und vereinzelt zeigten sich silbern leuchtende Sterne.

Die Nacht war klar und kalt und Kagura war froh um das Fenster. Es verhinderte, dass zu viel Kälte in ihr Zimmer drang. Hinter ihr waren drei Kohleschüsseln aufgestellt und die dicken Teppiche, die Boden und Wände bedeckten, hielten die Wärme im Raum.

Trotzdem war es kühl und sie fragte sich, ob sie einfach ins Bett kriechen sollte. Die Pfeile wären am nächsten Tag immer noch da...

Aber die unerledigte Angelegenheit mit dem Märzchen hinderte sie daran. Sie wollte eine Lösung, ehe sie schlafen ging. Mit einem Seufzen legte sie den kleinen Glücksbringer auf die Fensterbank und stützte den Kopf in die Hände um zum Mond aufzublicken.

Den Legenden der Cih-Anu nach war er die silberne Kugel Tsukihanas, die mit ihr spielte. Im Kampf verwandelte die Kugel sich in einen starken halbmondförmigen Schild, mit dem die Mondgöttin die feindlichen Waffen abwehren, aber auch zuschlagen konnte, denn die konkave Seite war scharf wie die Klinge eines Schwertes. Das Mädchen lächelte leicht. Im Moment war der Mond beinahe rund – bald würde Vollmond sein und mit ihm würde Bankotsu auf das Mondhorn steigen. Wieder stieg Neid und Bitterkeit in ihr auf. Sie wollte ihn begleiten.

Statt ihrer würden es zwei andere Welpen sein, die auf Tsukihanas Berg und gegen einen Himmelswolf kämpfen durften. Sollten sie den Kampf überleben – und sich so in den Augen der Göttin als würdig erweisen – würden sie mit den Zeichen auf ihrer Haut, den silbernen Schmuckstücken und dem Wolfsfell zurückkehren, das sie als Wolfskinder ausweisen würde.

Das Fell des Himmelswolfes war etwas besonderes, warm und unvergänglich schützte es gegen manchen Pfeil und Schwertschlag ohne einen Riss davonzutragen. Sie waren legendär und ihre Farben reichten von grau über braun bis schwarz. Nur die weißen Felle – die waren den Priesterinnen Tsukihanas vorbehalten und seit Generationen war ein solcher Pelz nicht mehr gesehen worden. Kagura hatte sich immer gewünscht, das Fell eines Himmelswolfes zu tragen. Dieser Traum schien jetzt in Trümmer gelegt und begraben zu sein.

Kikyou war eine starke, durchsetzungsfähige Frau, aber an der Seite von Naraku gab es auch für sie nur *so viel*, das sie machen konnte. Für Kaguras Träume reichte es nicht aus.

Aber trotzdem, dachte sie in einem Anfall von Trotz, musste sie nicht Narakus Göttern huldigen. Sie schob die Unterlippe vor und starrte rebellisch auf das Objekt ihres Unmuts. Vokima hatte ihr gesagt, dass sie den kleinen Glücksbringer noch segnen müsse, sonst würde er Unglück bringen – entweder ihr oder dem, dem sie es schenkte. Vielleicht sollte sie es doch einfach so ihrem Vater übergeben. Ein wenig Unglück würde ihm sicher guttun! Dann konnte er mal an der eigenen Haut spüren, wie schlecht man sich fühlen konnte!

Doch Kagura wusste, dass sie das nicht tun konnte. Naraku war noch immer ihr Vater und bei den Cih-Anu zählte die Familie zu dem Wichtigsten und Wertvollsten, was man hatte und haben konnte. Außerdem würde Kikyou es herausbekommen und was auf das folgen würde, wollte Kagura sich gar nicht ausmalen. Und sie würde es auch nicht ertragen, den von ihr enttäuschten Ausdruck in den Augen ihrer Mutter zu sehen.

Trotzdem *wollte* sie einfach zu keinem der Ookamigötter verehren. Sie hatte so lange zu den Gottheiten der Cih-Anu gebetet... Und wenn doch, wem würde sie es widmen? Ay-lís? Sie mochte die Göttin in Fuchsgestalt sein, aber sie war nicht die richtige und obendrein eher eine Göttin der Anhiin.

Dyna Sul? Die Lüchsin wäre eher Kaguras Göttin.

Aber dennoch... Alles in ihrem Inneren sträubte sich dagegen. Keine der beiden, kein Ookamigott war Kaguras Schutzherrin – das war immer Tsukihana gewesen. Das Mädchen starrte wieder zu dem Mond hoch.

Was, wenn sie es keinem der Ookamigötter weihen würde? Sondern Tsukihana? Was

dann? Würde es noch immer Pech bringen? Während sie nachdachte, breitete sich ein Lächeln auf ihrem Gesicht aus, das sich schnell in ein zufriedenes Grinsen verwandelte. Vokima hatte nichts davon gesagt, welcher Gott es sein musste. Im Gegenteil – sie hatte erklärt, der Gott sollte zu dem Empfänger des Märzchens passen. Kagura hatte keine Ahnung, wem ihre kleine Schwester ihre eigenen Märzchen schenken würde, das halbe Dutzend, das sie in der Zeit gemacht hatte, die Kagura für dieses eine gebraucht hatte. Aber ganz sicher waren Raku Kal, der Kriegsgott, und Achr, der Hohe Gott der Himmel, unter den Göttern, die sie wegen der Glücksbringer um ihren Beistand anflehen würde.

Kagura würde das nicht tun. Sie würde dieses kleine Ding nehmen, sich in der kommenden Nacht aus der Burg stehlen und das Märzchen Tsukihana weihen. Denn wer würde besser zu Bankotsu passen als diese Göttin des Mondes, die der Jagd und der Wolfskinder?

Kagura sprang auf und rannte zu der Kommode mit dem Spiegel hinüber. Dort verwahrte sie allen Schmuck, den sie bekam, neben einigen anderen Schätzen. Aus einem der kleinen, hübschen Holzkästchen zog sie eine silberne Kette, die sie noch nie angehabt hatte, weil sie ihr viel zu schwer, groß und laut war.

Bei jeder Bewegung klimperten die kleinen Talismane und Glöckchen, die zu Dutzenden daran befestigt waren, wie die Rasselstäbe der Anhiinpriester. Aber sie war ein Geschenk gewesen und die Talismane waren Symbole, mit denen auch Kagura etwa anfangen konnte, darum hatte sie das Halsgehänge noch nicht verschenkt oder verkauft.

Jetzt löste sie einen der kleinen Anhänger. Er hatte die Form eines Halbmondes und würde statt des Glückskleeblattes gut an das Märzchen passen. Unachtsam ließ sie die Kette wieder in den Kasten fallen und kehrte zum Fenster zurück, um die beiden Amulette auszutauschen.

Das leise Klopfen an ihrer Tür ließ sie aufschrecken. Kurz darauf wurde die schwere Holztür geöffnet und Kikyō trat ein. „Du solltest bald schlafen gehen.“, erklärte sie mit sanfter Stimme und kam näher.

„Ja, Mama.“ Kagura blickte zu der Frau auf und fragte sich, ob sie das Märzchen verstecken sollte. Kikyō würde erraten, was sie damit vor hatte. Aber deren scharfe Augen hatten den veränderten Glücksbringer schon bemerkt. Sie verlor allerdings kein Wort darüber, sondern ließ sich neben ihrer Tochter auf die Bank am Fenster sinken.

„Geht es dir wieder besser?“, wollte sie dann wissen und strich dem Mädchen über den Kopf. Kagura hob die Schultern und zog geräuschvoll die Nase hoch. Natürlich sprach Kikyō von der Tatsache, dass sie nicht auf das Mondhorn durfte.

Ganz überwunden hatte Kagura das Verbot nicht – das würde sie wohl niemals tun, selbst wenn sie diesen Traum jetzt begraben hatte. Aber die Tage im Jijintal und mit Bankotsu und seiner Familie und Kaede hatten ihr gut getan, ebenso wie das Gespräch, das Suikotsu mit ihr geführt hatte.

Auch wenn sie es noch immer nicht ganz einsehen wollte. Was sprach dagegen, dass sie auf das Mondhorn stieg?

„Ich sehe es.“, sagte Kikyō und Kagura war nicht ganz klar, was genau sie damit meinte. Aber ihre Mutter lenkte ihre Gedanken bereits woanders hin, indem sie das Märzchen aufnahm. „Das ist schön geworden.“, sagte sie. „Ich wusste gar nicht, dass du schon so schön spinnen kannst.“

Der letzte Satz klang etwas neckisch und Kagura musste lächeln. Ja, wer hätte gedacht, dass ausgerechnet sie so etwas hinbekommen würde?

„Ich glaube, Bankotsu wird sich sehr darüber freuen. Es wird ihm sicher Glück bringen bei seinem kommenden Kampf.“

Kagura rutschte näher und legte den Kopf auf Kikyous Schulter. „Meinst du? Aber ... wird es nicht...?“

„Nein, es wird sicher nicht stören. Weihe es nur Tsukihana.“

Ihre Mutter kannte sie einfach viel zu gut.

Und so würde zumindest ein Teil von Kagura auf den Berg gehen. Und gegen einen Himmelswolf kämpfen. Richtig? Sie seufzte wieder.

Kikyou legte das Märzchen auf die Fensterbank zurück. „Warte nur, Kagura. Warte nur.“ Ihre Stimme klang leise, ruhig und völlig sicher. „Deine Chance kommt und dann wird dein Vater nichts dagegen tun können. Warte nur ab...“

Kagura hockte auf der Veranda vor Kaedes Haus und beobachtete das Treiben im Dorf. Sie trug einen der schönen, bunt gemusterten, langärmeligen Kimonos aus feiner Seide, darüber eine Haori, damit sie nicht fror. Es war noch sehr kalt, obwohl der Frühling inzwischen mit aller Macht über das Land hereingebrochen war und das trotz der Tatsache, dass der Lenzmond noch immer ein paar Tage dauerte.

Aber heute war der erste Tag des Vollmonds. Heute würde Bankotsu auf das Mondhorn steigen. Und sie würde hier unten zurückbleiben. Aber ihre Mutter – ihre Mutter hatte ihr eine Chance versprochen. Kagura glaubte fest, dass diese eintreten würde, auch wenn das noch dauern konnte. Wenn sie nur etwas mehr Geduld hätte...! Sie seufzte und blickte nach unten auf das kleine samtene Säckchen, das sie neben einem einfachen Fächer in der Hand hielt. Darin befand sich das Märzchen und sie wartete noch auf eine Gelegenheit, es Bankotsu zu geben.

Allerdings sollte sie es bald tun, denn die drei Welpen würden bald aufbrechen. Sie richteten schon ihre Ponys, die sie zum Berg bringen würden. Der Alte stand, gekleidet in dem offiziellen Ornat der Wolfskinder, inklusive des grauen und schwarzen Wolfspelzes, den er um die Schultern trug.

Der Kopf, gut sichtbar, lag auf seiner Brust, die Augen grüne Juwelen, die Zähne lang und spitz... Meistens fungierte der Schädel wie ein Helm. Ihre Feinde, so wusste Kagura, erzählten Schauergeschichten über die Wolfskinder. Himmelswölfe selbst sollten sie sein, schnell, klug, tödlich.

Sie lächelte bei dem Gedanken daran und erhob sich. Vorsichtig strich sie die Falten des Furisode glatt, ging mit kleinen Schritten zu den hölzernen Geta, die neben den Stufen standen, und schlüpfte hinein.

Eigentlich hasste sie es, feine Kleidung zu tragen. Sie geriet leicht durcheinander und durfte weder verschmutzt noch zerrissen werden und beides ging noch dazu spielend leicht. Darum zog sie robustere Kleidung vor, die bei den Ookami glücklicherweise an der Tagesordnung war, selbst für Adlige und andere Leute hohen Standes.

Wenn sie auf die Jagd ging, schlüpfte sie sogar in Männerkleidung, weil die so viel praktischer war. Sie wusste, in wenigen Jahren würde es vorbei sein mit den Hosen, nämlich dann, wenn sie erwachsen wurde und ihr Körper sich deutlich von dem von Jungen unterscheiden würde. Aber noch war es nicht so weit.

Doch die traditionelle, hochwertige Kleidung der Cih-Anu wie dieser Kimono, den ihre Mutter für sie gefertigt hatte, trug sie sehr gerne. Sie wünschte, sie könnte es öfter tun, aber sie hatte nur hier im Dorf Gelegenheit dazu. Ihr Vater würde nie zulassen, dass sie in Wolfshöhe Cih-Anukleider trug. Nicht einmal ihre Mutter tat das und das sprach Bände.

Mit vorsichtigen Schritten ging sie zu dem Alten und seinen Welpen hinüber, wobei

sie jede Pfütze und jeden Flecken Schnee sorgsam umrundete. Bankotsu entdeckte sie und rannte zu ihr herüber. Er strahlte über das ganze Gesicht.

„Wünsch mir Glück, Kagura!“, rief er. „Morgen komme ich als Wolfsknabe wieder herunter und ... Wir können jagen gehen und alles mögliche machen! Das wird toll!“

„Oder auch nicht.“, murmelte Kagura und erinnerte sich daran, dass *sie* nicht zum Mondhorn ritt. Sie stand hier in dem feinen, seidenen Furisode, der mehr gekostet hatte, als manche Familie in einem Jahr verdiente und würde zuschauen, wie er davonritt.

Doch Bankotsus breites Grinsen erlosch bei dem Satz, was ihr sofort ein schlechtes Gewissen einbrachte. Darum sprach sie schnell weiter: „Aber ich bin tatsächlich wegen Glück hier. Hier.“ Sie drückte ihm das kleine Säckchen in die Hand.

Er hob es hoch und betrachtete es. „Was ist das?“

„Mach es auf, du Trottel, dann weißt du es.“ Sie überkreuzte die Arme vor der Brust und blickte zur Seite. Warum musste er ihr das auch so schwer machen?

Bankotsu grinste sie wieder an und öffnete die Verschlusschnüre, um den Inhalt in seine Handfläche zu kippen. „Ist das...“

„... ein Märzchen.“, erklärte Kagura. „Aber keine Sorge, ich ... habe es Tsukihana geweiht.“ Sie wurde rot. „Es soll dir Glück bringen. O-Kaa-sama sagte das auch.“

Bankotsu schwieg für einen Moment. Gefiel es ihm nicht? Sie starrte angestrengt auf den Boden. Vielleicht war es doch falsch gewesen. Immerhin war es ein Ookamibrauch. Keiner der ihren.

Das Rascheln von Stoff folgte, aber sie wagte nicht, sich zu ihm umzudrehen. Die Stille zog sich in die Länge. Vielleicht sollte sie einfach umdrehen und gehen.

„Danke, Kagura.“ Bankotsus Stimme war ruhig und ernsthaft und sie blickte überrascht zu ihm. So kannte sie ihn gar nicht! Er hatte sich das Märzchen an eine der Schnüre gebunden, die sein Hemd am Hals schlossen. „Es wird mir ganz sicher viel Glück bringen.“ Sein Lächeln war ehrlich und ansteckend, so dass Kagura unwillkürlich zurücklächeln musste.

Sie spielte nervös mit dem Fächer und begleitete ihn zu den anderen Welpen hinüber. Der eine saß schon im Sattel, das Mädchen sprach mit dem Alten, doch als sie sah, dass Bankotsu zurückkam, kletterte auch auf ihr Reittier.

Der Alte klopfte seinem letzten Schüler auf die Schulter, der sich daraufhin ebenfalls auf den Rücken seines Ponys schwang. Sie verabschiedeten sich ohne große Worte, aber Bankotsu winkte noch einmal, ehe er den anderen beiden folgte.

Der Alte und das Mädchen blieben zurück und sahen ihnen nach, wie sie ihren Weg aus den Jijintälern suchten. Dann legte der Mann ihr die Hand auf die Schulter. „Mach dir keine Sorgen, Kagura-hime. Dein Tag kommt.“

Und Kagura wusste, dass er recht hatte. Sie schaute den drei davonreitenden Welpen nach, die als Wolfskinder oder gar nicht zurückkehren würden. Dann blickte sie nach Osten, wo die Sonne in einem strahlenden Farbenspiel über die Flanken der Berge stieg, und lächelte.

Ihr Tag würde kommen.

## 21. MÄRZ - Frühlingserwachen

**Informationen:****Thema:** Frühlingserwachen; 21. März**Autor:** Chimi-mimi**Fandom:** Eigene Serie**Wortzahl:** ~ 1.200 Worte

--

### Frühlingserwachen

Sehnsüchtig sah Melody aus dem Fenster und bestaunte die Frühlingskulisse, die sich dort vor ihr erstreckte. Die Sonne strahlte, die Krokusse blühten in allen Farben und die ersten vorwitzigen Narzissen reckten sich gen Himmel. Es war ein Traum, und anstatt das erste warme Wetter (in der Mittagspause war sie zum ersten Mal in diesem Jahr ohne Jacke draußen gewesen – auch wenn sie nur kurz zur Tankstelle gegenüber gerannt war, um sich eine Flasche Wasser zu kaufen) genießen zu können, saß sie mal wieder in ihrem Büro, klein und stickig und vor allen Dingen überfüllt mit Ordnern und ausstehender Arbeit. Melodys Job konnte man wohl am Besten unter der Beschreibung DVD ablegen, denn sie war eindeutig der Depp vom Dienst. Einordnen, einfache Rechnungen schreiben, alles, worauf ihre Kollegen keine Lust hatte, landete bei ihr. Sogar den Kaffee durfte sie kochen, genau wie in einem dieser kitschigen Romane, in denen sich das Mädchen für alles in den Chef verliebte und am Ende herrschte dann Friede-Freude-Eierkuchen. Eines war sicher: Das würde Melody nicht passieren – ihr Chef war gerade erst sechzig geworden, verfügte über einen stattlichen Bierbauch, einen noch stattlicheren Schnauzbart und hatte die furchtbar unschöne Angewohnheit, dauernd Schnupftabak zu benutzen. Das Ergebnis davon waren schwarze Fingernägel und eine schwarze Dreckspur auf dem schönen beigefarbenen Teppich, der im Flur lag. Noch etwas, das Melody erledigen durfte, staubsaugen und putzen (zum Glück war sie ein sehr ordnungsliebender Mensch). Doch das sollte sich nun alles ändern, das hatte sie sich fest vorgenommen und würde ihre Vorsätze noch an diesem Abend umsetzen.

Verstohlen sah Melody sich um, obwohl niemand in dem kleinen Raum war, es hätte auch keine weitere Person mehr hinein gepasst, bevor sie ein Blatt Papier aus einem großen Stapel hervorzog. Einen Moment sah es so aus, als würde sie unter einem Haufen Papier begraben werden, was sie schließlich routiniert verhindern konnte.

„Kündigung“, flüsterte sie schließlich leise und betrachtete den Ausdruck in ihrer Hand mit einer Mischung aus Stolz und Panik, bedeutete er doch einerseits Freiheit und andererseits Arbeitslosigkeit. Wenn sie auch nicht viel von ihrer Mutter gelernt hatte, eines war hängen geblieben: Eine Seemann ließ sich nicht die Butter vom Brot nehmen.

Sei selbstbewusst, Kind. Hör auf deine innere Stimme. Kopf hoch, Brust raus, Rücken gerade. Unbewusst befolgte Melody die ihr eingetrichterten Weisheiten ihrer Mutter und nickte entschlossen. Sie würde kündigen und eines war sicher, ihrer Familie würde

das Datum sicherlich gut gefallen. Immerhin war es der 21. März, Frühlingsbeginn, oder in der Sprache ihrer heißgeliebten Familie gesagt: Ostara.

In einer Familie von selbst ernannten Hexen aufzuwachsen hatte seine Nachteile, was schon bei der Wahl der Namen begann. Ihre Mutter nannte sich Fairy, ihr Vater hatte an Melodys zehntem Geburtstag beschlossen, sich von nun an nur noch mit Apollo ansprechen zu lassen, ihre Schwester hörte auf den Namen Eternity und ihren kleinen Bruder hatten sie Pan genannt. Die Wahl dieser Namen gab natürlich schon in der Grundschule Anlass zu jede Menge Hänseleien. Bis heute verfolgte sie das, doch während ihre Geschwister sich damit abgefunden hatten (Eternity leitete ihren eigenen Magie-Laden und Pan war bekannt als Wunderheiler – zumindest für die Leute, die daran glaubten), war Melody das schwarze Schaf in der Familie. Sie war keine Hexe und ging lieber in die Kirche, um ihre Eltern zu ärgern, auch wenn sie das als genauso sinnlos ansah wie die Religion ihrer Familie. Eine Meditation, damit konnte sie leben, aber mehr auch nicht.

Doch sie schweifte in ihren Gedanken schon wieder zu weit ab, vielleicht hätte sie eher Fantasy heißen sollen, vor allem, wenn sie dabei an ihre sehr unmusikalische Ader dachte. Aber zurück zum eigentlichen Problem: Der Kündigung. Nachdenklich betrachtete sie das Blatt vor sich, begutachtete ihre Unterschrift (extra schön, man kündigte ja schließlich nicht jeden Tag) und nickte dann entschlossen. Sie würde es durchziehen, vielleicht konnte sie ja eine Weile in Nitis Laden aushelfen... oder auch nicht.

„Fräulein Seelmann?“ Ihr unsympathischer Chef steckte erst den Kopf zur Tür herein, bevor er schließlich seinen gewaltigen Bierbauch folgen ließ. „Sie wollten mich sprechen?“

„Ja“, erwiderte Melody leicht überrumpelt, „Aber erst nachher, bei Ihnen.“

„Nun, wir werden es jetzt machen. Ich habe gerade Zeit. Wie kann ich Ihnen behilflich sein?“

Fasziniert und angewidert zugleich betrachtete sie, wie er an seinem Schnurrbart rumzwirbelte und wie dabei leicht Flocken von Schnupftabak auf den Boden fielen.

„Ich wollte Ihnen das hier geben, meine Kündigung.“ Melody musste sich zugute halten, dass sie immerhin nicht zitterte, na ja, zumindest nur ganz leicht als sie aufstand und ihm den Schrieb mit der extraschönen Unterschrift überreichte. Nervös strich sie ihren Rock zurecht und wippte von einem Fuß auf den anderen, während der Bierbauch vor ihr sich nachdenklich rein und raus wölbte.

„Sie wollen also kündigen?“ Wenn sie sich nicht täuschte, klang die Stimme ihres Chefs etwas höher als sonst, aber wie bereits gesagt, Musik und ihr Gehör, das war nicht unbedingt ihre Stärke.

„Ja.“ Fest und nicht piepsend klang ihre Stimme, Melody war stolz auf sich. „Schnellstmöglich.“

„Das ist zwar schade, aber ich vermute, ich kann sie nicht umstimmen, oder?“ Der Schnurrbart zog sich zu einem Lächeln hoch, das die Augen jedoch nicht erreichte. Das wässrige Blau blieb kalt.

„Nein, ich denke nicht.“

„Nun gut, lassen Sie mich kurz überlegen. Sie haben letztes Jahr begonnen, also können Sie zum Monatsende hin gehen.“

„Wenn ich meinen Urlaub einreiche, könnte ich sofort aufhören, richtig?“

„Ja. Ich wünsche Ihnen alles Gute, Ihr Zeugnis lasse ich Ihnen per Post zukommen“, und mit diesen Worten war Melody entlassen, eine Erleichterung für sie, welche sogar die Angst der Arbeitslosigkeit überdeckte.

Zum ersten Mal seit langem fühlte sie sich wieder frei und jetzt musste sie sich garantiert nicht mehr die Vorwürfe ihrer Familie anhören müssen: Du verkaufst dich, Kind. Wie kannst du nur für so einen gewissenlosen Menschen arbeiten? Mach doch mal etwas Vernünftiges.

Aber ihre Familie müsste noch eine Weile warten, bis sie es überhaupt erfahren würde, denn eines hatte sich Melody fest vorgenommen, keine seltsamen Rituale an diesem Abend. Stattdessen hatte sie eine Verabredung mit ihrer besten Freundin, Sonja (und wie sie sie um diesen normalen Namen beneidete...). Ohne einen Tropfen von Wehmut packte Melody ihre Sachen zusammen, nicht viel, nur eine Taschentuchbox, ihren Lieblingsfüller, eine Schachtel Tee und eine Schachtel Kaffee sowie ihre grüne Tasse, das war es dann auch schon. Allzu wohl hatte sie sich in der Kuchenschachtel, die man ihr Büro nannte, so oder so nie gefühlt, darum war da auch kein Platz für Sentimentalitäten.

Endlich konnte sie raus, raus in den Frühling, raus aus der Schachtel, weg vom Schnurrbart mit Bierbauch und Schnupftabakkrümeln, einfach nur weg von all dem. Als Melody aus der Tür trat und die ersten Sonnenstrahlen auf der Wange fühlte, musste sie einfach lächeln, angesichts dieses schönen Wetters konnte sie gar nicht anders. Es fühlte sich einfach wundervoll an, die Wärme, der Duft nach Frühling (hoffentlich verschonte der Heuschnupfen sie dieses Mal weitestgehend) und auch der Klang der Vögel war einfach wundervoll. Es war genau die richtige Zeit für einen weiteren Neubeginn.

Und Melody wusste, wohin es sie am ersten Tag ihres neuen Lebens treiben würde, in den Park an den See. Dort war der Platz, wo sie ihren Frieden fand, wenn sie auf ihrer Lieblingsbank saß, die nackten Füße auf das frische Gras stellte und die Enten im Teich beobachtete. Heute war genau der richtige Tag dafür.

Frühlingsanfang und Frühlingserwachen, Melody war bereit für ihr neues Leben.

# APRIL - Days of April

**Informationen:****Thema:** April**Autor:** Wintersoldier**Fandom:** Eigene Serie**Wortzahl:** ~ 1.200 Worte

--

## Days of April

*»April, April, April!«*

April seufzte. Auch wenn Mareike ihr jedes Jahr wieder versicherte, ihr Geburtstag würde grandios werden, so konnte sie diesem Tag wirklich nichts abgewöhnen. Grundsätzlich mochte sie Geburtstage, feierte gerne mit ihren Freunden – weshalb sie sich auch hatte breit schlagen lassen, *heute* zu feiern -, aber jedes Jahr, wenn dieser Tag vorbei war, machte sie drei Kreuze in ihrem Kalender.

Manchmal könnte sie ihre Eltern verfluchen, dass sie sie unbedingt *April* nennen mussten, wenn sie doch am 1. April auch noch Geburtstag hatte. Nicht, dass sie etwas gegen ihren Namen hätte. Oder gegen den Tag an sich. Es war einfach das Zusammenspiel, welches ihr nicht zusagen wollte. Und es begann jedes Jahr gleich; ihre Eltern liebten es, sie in den April zu schicken, und legten dabei erstaunliche Kreativität an den Tag.

Irgendwann hatten dann ihre Freunde angefangen, dieser Tradition alle Ehre zu machen. Und auch, wenn es ihr ein paar wirklich schöne Überraschungen eingebracht hatte, so hätte April doch nichts lieber, als einen Geburtstag, an welchem niemand versuchte, ihr einen Bären aufzubinden. Einen Geburtstag, an dem sie kein *»April, April, April!«* hörte. Einen Geburtstag, an dem sie problemlos alles glauben konnte, was ihre Eltern und Freunde ihr erzählten – zumal sie ihnen, obgleich sie es besser wissen müsste, immer und immer wieder auf den Leim ging.

Aber April liebte ihre Eltern. Und ihre Freunde. Und sie nahm es ihnen nie übel, ganz gleich, wie schlecht der Scherz gewesen sein mochte (nur das eine Mal, als ihre Eltern ihr erzählt hatten, sie würden sich scheiden lassen, wäre sie am Ende fast an die Decke gegangen; aber das ist inzwischen schon einige Jahre her).

Dieses Jahr hatten sich ihre Eltern zurückgehalten, aber dass April ausgezogen war, machte es ihnen auch nicht gerade einfacher, etwas Großes zu planen, das hatte sie schon letztes Jahr festgestellt. Mareike hatte es sich dennoch nicht nehmen lassen, sie mitten in der Nacht aus dem Bett zu klingeln, weil was-auch-immer passiert war und sie sofort wo-auch-immer hin musste – April war so verschlafen, dass sie nicht wirklich mitbekam, worum es ging, nur, dass es wichtig war. Als ihre Freunde dann grinsend vor der Tür standen, als sie aus ihrer Wohnung stürmen wollte, war auch April endlich darauf gekommen, welcher Tag war.

Inzwischen war dieser Tag aber auch schon fast vorbei und ihre Freunde hatten sich,

nachdem sie nach dem Frühstück alle zur Arbeit oder Universität verschwunden waren, wieder bei ihr eingefunden und amüsierten sich prächtig.

Nur April hatte sich auf die Terrasse verzogen und besah sich das Spektakel einen Moment von draußen, ehe sie auf die Terrasse ihres Nachbarn ging und sich auf einen seiner Gartenstühlen fallen ließ. Nur ein paar Minuten für sich...

„Sollte das Geburtstagskind nicht auf seiner Geburtstagsfeier anwesend sein?“

April zuckte zusammen, ehe sie zu Simon sah, welcher soeben seine Terrasse betreten hatte. Sie hatte gar nicht mitbekommen, dass er die Tür geöffnet hatte. Oder das in seiner Wohnung das Licht angegangen war.

„Ich brauchte einfach etwas Ruhe“, antwortete sie ihm wahrheitsgemäß und lächelte. Wenn Simon da war, musste sie eigentlich immer lächeln. Mareike zog sie ab und an damit auf, dass Simon der Sonnenschein in ihrem Leben sei, der Mann ihrer Träume und sie beide sicher sehr niedliche Kinder bekommen würden. Anfangs hatte April es abgestritten, zumal Simon gar nicht ihr Typ war, aber inzwischen war sogar ihr bewusst, dass sie wohl etwas mehr als nur verschossen war in ihren Nachbarn. Der aber eine Freundin hatte. Eine recht nette Freundin sogar, sofern April das beurteilen konnte.

Simon setzte sich auf den Stuhl neben April. „Und die suchst du auf meiner Terrasse?“

„Ich dachte, du wärst nicht da“, gestand April und sah wieder in den Himmel. Inzwischen war es dunkel genug, um einige Sternbilder erkennen zu können.

„War ich bis eben auch nicht.“ Mehr sagte Simon dazu nicht und April wusste, dass es ihn nicht störte. Ebenso wenig wie es ihn damals gestört hatte, als sie ihren Schlüssel bei ihren Eltern vergessen hatte und ihn gefragt hatte, ob sie die Nacht auf seinem Sofa verbringen könnte. Oder das eine Mal, als er sie zu einem wichtigen Termin gefahren hatte, weil ihr Auto einfach nicht anspringen wollte. Aber Simon war eben mehr als einfach nur ein Nachbar.

„Ich hab gehört, Mareike hat dich in den April geschickt.“

April biss sich auf die Unterlippe. „Haben wir dich geweckt?“

„Nein, keine Sorge.“ Simon lachte. „Außerdem hatte Mareike mich vorsichtshalber gewarnt, weil sie nicht wusste, auf welche Ideen du so kommst, wenn du verschlafen nachdenken sollst.“

„Mareike hat dich eingeweiht?“ April war empört. Einerseits, weil sie gerne von Mareike erfahren würde, auf was für *Ideen* sie in einer solchen Situation kommen würde, die Simon involvieren würden und andererseits... „Und da hast du mir nichts gesagt?“

„Ich konnte Mareike doch nicht die Überraschung verderben“, antwortete Simon simpel und besah sich nun auch den Sternenhimmel. „Außerdem freust du dich jedes Jahr darüber.“

„Eigentlich nicht“, protestierte April sofort und verschränkte demonstrativ ihre Arme. Simon lächelte. „Es ist vielleicht manchmal etwas anstrengend, aber es würde dir dennoch fehlen, wenn sie es nicht mehr machen würden. Immerhin zeigen sie dir damit auch, wie gern sie dich alle haben.“

„Sie könnten mir auch auf andere Weise zeigen, wie sehr sie mich mögen“, konterte April und drehte sich komplett zu Simon, „dazu müssen sie mich nicht in den April schicken.“

„Ich finde, es ist eigentlich eine sehr niedliche Geste.“

„A-“

Weiter kam sie nicht, denn Simon hatte sich plötzlich zu ihr gedreht, war ihr so nah

und hatte ihre Lippen mit seinen verschlossen. April war überrascht und es war viel mehr ein Reflex als eine durchdachte Handlung, als sie ihre Augen schloss und auf den Kuss einging. Sie fühlte sich einen Moment als könne sie fliegen und dann...

Dann war der Moment wieder vorbei.

April blinzelte verwirrt. Ihr Herz schlug heftig in ihrem Brustkorb, aber abgesehen davon, war sie sich nicht sicher, ob das gerade tatsächlich passiert war. Oder warum. Und dann sah Simon sie auch noch so an. So... unsicher.

Simon räusperte sich und lehnte sich wieder etwas zurück. „Da war eine Sternschnuppe.“

„Ah.“ April verstand kein Wort, fand aber, dass Simon mit einem Mal viel zu weit weg war. „Sternschnuppe. Klar. Sind das nicht normalerweise die, bei denen man sich was wünschen darf?“

Simon sagte nichts, aber auf seinem Gesicht erschien wieder dieses Lächeln, welches April warm ums Herz werden ließ und sie selbst zum Lächeln brachte. Doch das Lächeln verschwand ganz schnell wieder und er fuhr sich nervös durch die kurzen Haare, bevor er schließlich aufstand. April sah zu ihm auf und hielt für einen Moment die Luft an.

„Herzlichen Glückwunsch, April“, brachte Simon noch heraus, ehe er zu seiner Terrassentür ging und in seiner Wohnung verschwand.

April sah im kurz nach, ehe sich ein Lächeln auf ihre Lippen stahl, als sie sich von dem Gartenstuhl erhob, um endlich wieder zurück zu ihren Freunden zu gehen, welche sich sicher bereits fragten, wo sie denn blieb.

Und kaum betrat sie ihre eigene Terrasse, stand auch schon Mareike vor ihr. „Hier ist du ja. Wir suchen dich schon. Was hast du denn-“

Mareike besah sich kurz ihre Freundin, sah dann zu der beleuchteten Wohnung von Simon und wieder zu ihrer Freundin, ehe sie munter und aufgedreht losplapperte: „Da lässt man dich einmal aus den Augen. Wirklich. Was ist passiert? Erzähl mir alles!“

# MAI - Göttliche Montage

**Informationen:****Thema:** Mai**Autor:** Chimi-mimi**Fandom:** Eigene Serie**Wortzahl:** ~ 2.400 Worte

*Mai* – vermutlich nach der römischen Göttin Maia genannt, möglich wäre aber auch eine Benennung nach Jupiter Maius oder den Maiores (entspricht ungefähr den Altvorderen)

*Maia* – Gefährtin des Vulcanus und Mutter des Merkurs; wird oft auch als Bona Dea bezeichnet; Göttin des Wachstum und des Gewinnes

*Bona Dea* – Göttin der Fruchtbarkeit, Heilung, Jungfräulichkeit, Frauen

--

## Göttliche Montage

„Oh holde Maia, Gefährtin des Vulcanus, Mutter des Merkurs, ich rufe dich an! Du, meine große Göttin, schenke mir deinen Segen, lasse das Kind in mir wachsen und gedeihen, lasse...“

„Halt, halt, halt!“ Seufzend sank die Angerufene in ihr steinernes Abbild und blinzelte dann müde auf die Bittstellerin, die ihr panisch zu Füßen lag, runter. „Ein einfaches ‚Maia, beschütze mein Kind‘ hätte mir genügt. Ihr Römer habt einfach eine furchtbare melodramatische Ader.“

Mit einem lauten Gähner schüttelte Maia dann das Haar, das Arbeiter ihr aus dem feinsten Marmor (um genau zu sein war es Calacatta-Marmor, aber sie wollte ja nicht angeben) aus der Stadt Carrara gefertigt hatten. Die junge Frau, die ihr immer noch zitternd zu Füßen lag, musste durch den feinen Marmorstaub, der sich löste, kräftig husten.

„Na hoppla, das war wohl nicht so gut, hm?“ Maia ließ die Statue (aus feinstem Calacatta-Marmor, nur um es noch einmal zu erwähnen) Statue sein und materialisierte sich in einer etwas menschlicheren Form neben der jungen Schwangeren. „Ich traue mich eigentlich gar nicht zu fragen, aber was ist los? Du bist jung, kräftig und gesund, normalerweise kommen nur die alten Schabracken her und bitten mich um Fruchtbarkeit.“

Als sich die Göttin im Schneidersitz neben ihr auf den Boden plumpsen ließ, fing die junge Frau noch mehr an zu zittern und starrte angestrengt auf den Boden (laut Maia nur ein nicht ganz so wertvoller Marmor, aber dennoch Marmor).

„Hallo? Olymp an junge Frau? Ich hab dich was gefragt.“ Mit einem Seufzer tippte Maia das zitternde Wrack neben ihr an. „Oder soll ich etwa Vulcanus rufen? Der ist etwas grobschlächtiger als ich und kann mit Frauen nicht so gut umgehen. Jedenfalls nicht immer.“ Den letzten Satz konnte die Göttin sich einfach nicht verkneifen und auch das Grinsen, das ihre Lippen umspielte, war eindeutig.

„Ähm, also ich...“ Nur zögerlich hob die junge Frau ihren Kopf hoch, um gleich darauf wieder demütig den Boden anzustarren.

„Okay... versuchen wir doch mal etwas anderes: Ich bin Maia und du bist...“

„Laelia“, flüsterte die Frau fast tonlos, den Kopf auf den kalten und beruhigenden Boden (beziehungsweise Marmor) gedrückt.

„Also, Laelia, immerhin sind wir jetzt einen Schritt weiter. Wenn du dich jetzt noch entschließen könntest, mich anzuschauen, wäre das fantastisch. Vor allen Dingen ist die Haltung nicht sehr babyfreundlich, nicht wahr?“

Es schien, als hätte diese kleine Bemerkung endlich etwas in Laelia bewegt, denn langsam richtete sie sich auf und plumpste ziemlich unelegant auf den Po. Maia beobachtete ihr Gegenüber, das bleiche Gesicht, das schwarze lange Haar, die etwas ungepflegte Erscheinung, die blauen Flecken und die unruhig hin und her tanzenden Augen, die alles zu sehen schienen, nur nicht die Göttin.

„Ich nehme mal an, du hast nicht damit gerechnet, hier auf mich zu treffen, richtig?“ Mit einem Klatschen, denn Schnipsen konnte Maia nicht, ließ sie zwei gemütliche Sitzkissen erscheinen und verfrachtete die total erstarrte Laelia mit einem zweiten Klatschen direkt darauf. Nur zur Sicherheit, um nicht wieder Ewigkeiten warten zu müssen, bis etwas Bewegung in die Sache kam. Danach fläzte sie sich selber auf dem zweiten Sitzkissen rum (diese waren übrigens aus feinsten Seide und den erlesensten Gänsefedern – als Göttin des wachsenden Reichtums musste man einfach auf gewisse Statussymbole achten).

„Also gut, dann erzähl mir doch mal, was los ist. Und keine Angst, es ist Montag und ich bin viel zu müde vom Wochenende und den Feiern zu meinen Ehren, als dass ich dir irgendetwas antun würde. Eins kann ich dir sagen: Der Mai ist ein so wunderbarer Monat; man kann kaum glauben, dass er Montage hat. Und ich hasse Montage!“

Wieder stand ein großes Schweigen im Raum, denn Laelia, die zitterte wie Espenlaub, traute sich kaum zu atmen und zuckte jedes Mal zusammen, wenn ihre zwei Armreifen, der einzige Schmuck, den sie trug, ob ihres Zitterns aneinander stießen. Sie wollte zwar die Hilfe einer Göttin, aber eigentlich hatte sie nicht daran gedacht, ein Kaffeekränzchen mit ihr zu halten. Irgendwie war ihr dann doch das einseitige Beten lieber, das hatte einfach nicht... so viel d i r e k t e n Kontakt mit einer Göttin.

„Oh bei Jupiter! Schätzchen, ich bin zwar eine Göttin, aber ich bin doch nicht die Sibylle. Gedankenlesen kann ich nicht und wenn du mich schon rufst, dann solltest du mir vielleicht auch sagen, was genau dich denn jetzt bedrückt.“ Maia tat es im Herzen weh, als sie dieses junge, verängstigte Ding vor sich saß. Sie war einfach nicht gut in so Dingen. Normalerweise war ja auch eher Ceres für Fruchtbarkeit zuständig. Oder auch Hera, wenn die sich auch eher auf Mütter konzentrierte und nicht die werdenden. Wachstum und Fruchtbarkeit, das waren zwei vollkommen verschiedene Sachen. Aber dennoch hatte Laelia sich für sie entschieden und bei ihrer Ehre als Göttin, Vulcanus würde warten müssen, sie würde den Olymp erst wieder besuchen, wenn sie dieses Problem klären konnte! Oder zumindest müsste sie einen Versuch starten, es zu klären.

Aber eines war sicher, Maia wusste mal wieder, warum sie Montage einfach nicht leiden konnte. Es war immer wieder zu anstrengend (und dann brummte auch noch ihre Kopf von dem Falerner gestern Abend, den sie sich zu ihrem Schwein gegönnt hatte – eines war sicher, die Feiern waren zwar toll, aber auch die Unterwelt).

Und dann konnte Maia ihren Ohren kaum trauen, als sie das zaghafte „Ich bin schwanger“ vernahm. Doch auf weitere Auskunft wartete sie vergebens, stattdessen konnte sie zusehen, wie Laelias Hautfarbe sich von einem sehr hellen Weiß (ähnlich

ihrer Marmorstatue – Statussymbole!) zu einem Ton verwandelte, der eher dem Blut eines besiegtten Gladiators glich als einer normalen Hautfarbe.

„Ähm, Schätzchen, ist alles klar? Weißt du, Gesundheit ist jetzt nicht unbedingt mein Fachgebiet, dann müsste ich eindeutig nach Aesci... ähm, Aesculapus rufen. Brauchst du Hilfe?“ Unsicher beugte sie sich vor und versuchte zu erkennen, wie es um ihre Besucherin stand.

„Nein, nein!“ Die ersten lauten Worte kamen aus Laelias Kehle und erschrocken, fast schon panisch schüttelte sie den Kopf. „Alles, bloß das nicht!“

Allein der Gedanke, noch eine zweite Gottheit würde ihretwegen den Olymp verlassen, versetzte sie in Angst und Schrecken. Sie war doch nur eine arme Frau, nicht wert, dass die Götter sich direkt um sie bemühten.

„Ich bin doch nur eine arme Frau. Ich bin es nicht wert, dass eine Gottheit sich zu mir setzt und mit mir spricht.“ Ohne sich darüber richtig bewusst zu sein, hatte Laelia ihren Gedanken ausgesprochen und hätte sich doch im gleichen Moment am liebsten den Mund gewaschen und die Worte so vernichtet.

Maia legte den Kopf schief und dachte für einen kurzen Moment nach, dann kam sie zu einem schlichten Entschluss: „Du hast mich gerufen, ich habe dich gehört, nun bin ich hier.“

Doch das schien Laelia nicht zu reichen, sie schüttelte den Kopf und flüsterte immer wieder „Nein“ wie ein Mantra vor sich her.

„Doch“, erwiderte die Göttin, mit einem fast schon sanften Lächeln auf ihren eigentlich sehr markanten Gesichtszügen (Reichtum, nicht Schönheit – leider). „Du brauchst meine Hilfe, also kriegst du sie auch. Schäm dich nicht, du bist hier am richtigen Ort... Na ja, vielleicht erklärst du mir vorher noch kurz, warum du hier bist.“

„Es ist Mai.“ Allmählich fügte sich Laelia ihrem Schicksal und sprach mit der Göttin, wenn auch leise und mit zitternder Stimme, doch ansehen konnte sie diese immer noch nicht. Das war einfach nicht möglich, sie war nur ein Mensch und ein Mensch sollte eine Göttin verehren, nicht mit dieser auf einer Ebene stehen.

„Guuuut... Es ist Mai, danke für die Information.“ Irritiert legte Maia den Kopf schief und fragte sich nur für einen kurzen Moment, ob die Kleine denn noch alle Tassen im Schrank hatte. Eine Kalenderansage brauchte sie wirklich nicht, Mai war ihr Monat, sie wusste also, wann Mai war und wann nicht. Das merkte die Göttin allein schon an den vielen Schweinen, die ihr geopfert wurden, leider immer nur gebraten, schade, dass die Menschen so unkreativ waren. Bauchspeck, Schnitzel, Würstchen – ein bisschen Kreativität hatte noch nie geschadet. Aber sie wich ein bisschen vom Thema ab, zurück zu dem Häufchen Elend auf dem Seidenkissen (mit erlesenen Gänsedaunen) vor ihr. „Also, Mai.“

„Es ist euer Monat, ehrenwerte Göttin“, erwiderte Laelia mit etwas festerer Stimme, sie hatte sich damit abgefunden und wusste, dass es kein Zurück mehr gab. „Ihr seid am Stärksten, ihr schenkt Wachstum und ich schenke euch mein Vertrauen.“

„Ich verstehe.“ Und Maia verstand wirklich. Sie verstand, dass Laelia verzweifelt war, sie verstand, dass Laelia nicht mehr weiter wusste, sie verstand, dass Laelia ihr Kind schützen wollte. Doch sie musste mehr wissen, ohne Informationen konnte sie einfach nichts bewirken. „Erzähl mir, was passiert ist, was passieren wird, wenn ich dir nicht helfe.“

„Er wird mich töten, erst das Kind, dann mich.“ Die Göttin hatte so verständnisvoll geklungen, so liebevoll und aufrichtig und besorgt, dass es Laelia einfach rausgerutscht war, das, was sie noch niemandem anvertraut hatte. Und doch war sie von der Last ihrer Lügen nicht vollständig befreit, das letzte Geheimnis trug sie unter

ihrem Herzen.

„Dein Mann“, stellte Maia fest, nur um sich zu vergewissern, was sie schon wusste. Die Antwort kam in Form eines unscheinbaren Nickens und einer einzelnen, silbrig glänzenden Träne, die auf das Kissen tropfte. „Du musst weg von ihm.“

„Das kann ich nicht. Er wird mich finden, es ist ausweglos. Ich überlebe nicht ohne ihn und ich überlebe nicht mit ihm. Ich habe keine Zukunft und dank ihm keine Gegenwart und keine Vergangenheit mehr.“ In Laelias Ohren klang es dramatisch, doch wie sollte sie es anders beschreiben, wenn dies die Wahrheit war? Er hatte sie ihrer Familie geraubt, sie gezwungen, seine Frau zu werden – die Vergangenheit war unerreichbar weit weg. Er hatte sie geschlagen, vergewaltigt, sie geschwängert – die Gegenwart war trostlos. Er würde sie töten, ihr das Letzte nehmen, an dem ihr etwas lag – die Zukunft war aussichtslos. Vielleicht hätte sie sich doch lieber an Pluto wenden sollen, damit dieser ihr einen schönen Platz in der Unterwelt reservierte, nicht, dass dort alles schon belegt war und ihr Name nicht auf seiner Liste stand. Ein tiefer Seufzer entrang sich Laelias Kehle angesichts des Nichts, vor dem sie nun stand.

„Okay...“ Leicht ratlos spielte Maia an ihrem Kissen herum und dachte intensiv über das Schicksal, das sich vor ihren Augen eröffnet hatte, nach. Dies fiel nun eigentlich wirklich nicht in ihren Zuständigkeitsbereich, aber wenn der Ehrgeiz geweckt war, dann würde sie nun etwas unternehmen. Und sie wusste auch schon ganz genau, wer ihr dabei helfen würde.

„VULCANUUUUUS!“, gellte ihr Schrei hoch bis zum Olymp, wo er sich seinen Weg direkt in die Werkstatt des göttlichen Schmiedes bahnte. Mit einem letzten Schlag vollendet dieser den Blitz des Jupiters und verschwand dann in einer Rauchwolke, nur um einen Augenblick später bei seiner Geliebten zu erscheinen.

Mit einem lässigen „Wasn los?“ schrumpfte er langsam, bis auch er die Form angenommen hatte, die einem Menschen am Ähnlichsten war. „Was brüllstn so?!“

Maia schmiegte sich an ihn und drückte ihm einen zärtlichen Kuss auf die von heißen Spänen vernarbte Wange. „Darf ich vorstellen? Laelia, mein Schützling. Ignorier einfach das Zittern, sie beruhigt sich schon wieder.“

Eigentlich war Laelia aber gar nicht danach, sich zu beruhigen: Zwei Götter waren hier, nur wegen einem kleinen Menschen. Das gab es in der Geschichte noch nie, zumindest hatte sie nichts davon gehört. Außerdem erschienen Götter immer nur den Hohepriestern und denen, die immer fleißig Opfergaben brachten. Und da musste sie zugeben, dass... sie noch nie ein Opfer gebracht hatte, aber das würde sich ändern. Wenn sie diesen Tag überleben würde, dann würde sie jeden Tag, oder eher jeden zweiten Tag etwas opfern gehen. Klare Sache, ein ewiges Versprechen.

„Hey, Kleene“, rief Vulcanus ihr zu (Laelia fragte sich, ob er überhaupt leise sprechen konnte), „Überlass den Knaben ruhig mir, ich regel' das schon, ne?“ Und mit einem Knall löste sich der Gott in Luft auf. Die junge Frau musste heftig schlucken und schüttelte ungläubig den Kopf. Das geschah gerade nicht wirklich, oder? Anscheinend schon, denn im selben Moment spürte sie eine sanfte Hand auf ihrer Schulter, und dann eine zweite, etwas kräftigere auf der anderen Seite.

„Wir haben gehört, du brauchst unsere Hilfe?“ Erstarrt blieb Laelia sitzen, traute sich nicht, sich zu bewegen. Und zum ersten Mal sah sie Maia von Angesicht zu Angesicht, als diese sich vor sie kniete und ihr direkt in die Augen sah. Sie sah das rötliche Haar, die braunen Augen, die kleine Stupsnase und das auffällige Kinn, sie sah Maia, die Göttin des Wachstums und des Reichtums und doch hatte sie keine Angst.

„Ich bin nicht die Richtige für dich. Ich kann dir nicht bieten, was du im Moment brauchst. Hera und Ceres werden dich begleiten, sie schenken dir ihren göttlichen

Segen. Hab keine Angst, okay?“ Lächelnd zwinkerte Maia ihr zu und Laelia musste einfach zurücklächeln. „Wenn irgendetwas ist, komm zu mir, ich bin deine Schutzgöttin, klar?“

„Hey Mädels!“ Vulcanus dunkle Gestalt erschien wieder und mit einem Siegerlächeln schwang er seinen Hammer. „Die Sache hab ich erledigt, ne? Ich mach' mich dann mal wieda an die Arbeit. Hera, du weißt ja, dass der Jupiter nich' so gerne wartet, ne? War mir ne Ehre, Mädels.“

Mit einem letzten Kopfnicken zu Laelia und einem Handkuss zu Maia verschwand der Schmied wieder und die junge Frau meinte, nur einen Moment später, ein leichtes Klopfen eines Hammers vom Himmel her zu vernehmen.

„Okay, Schätzchen, du bist hier in den besten Händen, ich lass euch drei Hübschen dann mal alleine, Frauenkram ist wirklich nicht so meins.“

„Halt! Ähm... bitte warte einen Moment“, rief Laelia der Göttin hinterher, die schon in Richtung Ausgang strebte, und in ihrer Eile vergaß sie sogar die Angst und die sonst ehrfürchtige Anrede. „Warum hast du mir geholfen? Bitte, ich würde es gerne wissen...“

Lächelnd drehte Maia sich um, die Hände in die Hüften gestemmt, das rote Haar leuchtete in der untergehenden Sonne. „Das weißt du wirklich nicht?“ Stumm schüttelte Laelia den Kopf. „Ganz einfach: Es ist Mai, es ist mein Monat und du hast mich gerufen. Dein Herz hat nach mir gerufen.“

„Obwohl heute Montag ist?“

„Obwohl heute Montag ist.“ Und langsam wurde Maia unsichtbar, nur ihr Lachen klang eine Weile nach und dann konnte Laelia noch einen letzten Satz hören: „Geh zu dem Vater deines Kindes, er wartet sicher schon auf dich.“

# JUNI - Weiter

**Informationen:****Thema:** Juni**Autor:** Lily\_Toyama**Fandom:** Die Chroniken von Narnia

--

## Weiter

Es war eine warme Juninacht und Susan konnte die Frösche quaken hören. Wenn sie die Augen schloss, war sie in ihren Gedanken in Narnia. Solche lauen Nächte hatte sie oft zusammen mit ihren Geschwister draußen verbracht.

Sie war so alt gewesen wie sie jetzt war und doch, wenn sie daran zurück dachte, musste sie zugeben, damals weiser gewesen zu sein.

Jetzt konnte sie nicht schlafen, denn immer wenn sie die Augen schloss und die Frösche quaken hörte, musste sie an ihre Geschwister denken.

Und diese Erinnerung schmerzte, denn sie rief ihr all die Fehler in Erinnerung, die sie begangen hatte.

Wie sie Narnia als Spiel, als rege Fantasie sich langweilender Kinder abgetan und sich nur noch für materielle Dinge interessiert hatte. Nun wusste sie es besser, Narnia existierte. Doch sie konnte es ihnen nicht mehr sagen, denn sie waren nicht mehr da. Für diese Welt tot und für Susan nicht mehr erreichbar. Sie konnte ihnen nicht mehr sagen, dass sie Recht hatten und sich für Fehler entschuldigen.

Sie stand vorsichtig auf und ging in Richtung Fenster. Hier am Stadtrand konnte man nur die hellsten Sterne am Himmel leuchten sehen, alle anderen verblassten durch das grelle Licht der Stadt. In Narnia hatte sie oft mit Lucy die Sterne betrachtet und versucht, jeden Stern in ein Sternbild zu fügen, damit er nicht mehr alleine war. Dass sie sich dazu die abstrusesten Namen ausgedachten hatten, die sie sich nicht einmal bis zur nächsten Nacht hatten merken können, war egal gewesen. Es hatte das hier und jetzt gezählt.

„Ich vermisse euch.“

Peters positive Art, aus allem das Beste rausholen zu wollen, Edmunds ironischen Kommentare und Lucys Lachen. Sie hatte zu allen ihren Geschwistern ein anderes Verhältnis gehabt, doch sie könnte nicht sagen, welches besser oder schlechter gewesen wäre, es war eben nur *anders* gewesen. So wie sie alle vier Geschwister unterschiedlich waren. Peter der Prächtige, Susan die Sanftmütige, Edmund der Gerechte und Lucy die Tapfere.

Doch das war lange her.

Hier in dieser Welt, war sie eine ganze normale Frau unter vielen, vielleicht überdurchschnittlich hübsch und mit der tragischen Vergangenheit, dass ihre drei Geschwister bei einem Zugunglück ums Leben gekommen waren.

Wenn sie ehrlich war, vermisse sie auch das: Etwas besonders zu sein, von den anderen erkannt zu werden, sich von der Masse abzuheben.

Doch sie war so dumm gewesen, so ignorant und nun musste sie mit den Konsequenzen leben. Mit allem was dazu gehörte.

In ihrem Bett regte sich etwas. „Hast du was, Schatz?“

Susan drehte sich zu ihrem Ehemann und schüttelte den Kopf. „Nein. Nein. Mir ist nur etwas schlecht, nichts worüber du dir Gedanken machen müsstest.“

„Sicher? Dann ist gut.“ Er streckte den Arm nach ihr aus und sie kam seiner unausgesprochenen Bitte nach. Als sie sich an seine Seite auf die Bettkante hockte, strich er ihr mit der Hand ein paar Strähne aus dem Gesicht. „Ich liebe dich.“

Sie lächelte und beugte sich zu ihm runter, um ihn sanft zu küssen. „Ich dich auch.“  
Zumindest für einen Menschen war sie etwas Besonders.

„Komm wieder ins Bett.“

„Gleich.“ Susan stand auf. „Ich schaue nur noch mal kurz nach Peter.“ Als vor über einem Jahr ihr kleiner Sohn geboren wurde, hatte sie nicht anders gekonnt, als ihn Peter zu nennen, zu sehr erinnerte sie seine blauen Augen, die Nase und das noch zahnlose Lächeln an ihren Bruder. Ihr Mann, der verstand, wie sehr sie ihre Geschwister vermisste, hatte ihr ihren Willen gelassen.

Noch konnte man nicht sehen, dass sie erneut schwanger war, geschweige denn das Geschlecht oder irgendeine Äußerlichkeit an dem Kind erkennen, doch Susan war sich sicher, dass dieser kleine Junge genauso braue Augen haben würde wie sie, sein Haar noch dunkler war und die Ohren leicht abstehen würden. Edmund hatte seine Ohren ganz furchtbar gefunden.

Und wenn ihre Kinder größer waren, würde sie diese lauen Juninächte draußen verbringen und Susan würde ihnen von Narnia erzählen, die Abenteuer die sie und ihre Geschwister erlebt hatten.

Aslan hatte gesehen, dass sie bereute und er erkannte es an, auf seine Art und Weise. Gütig und geheimnisvoll, so wie er alles tat.

# JULI - Honigmond

## Informationen:

**Thema:** Juli

**Autor:** Chimi-mimi

**Fandom:** Eigene Serie

--

## Honigmonat

„Uh, schau mal, Schatz, was ich gerade gefunden habe?“, rief Jule laut ihrem gerade duschenden Freund zu und als keine Antwort kam, rief sie einfach noch ein bisschen lauter.

Genervt verließ Max die Dusche, wickelte sich in ein kleines Handtuch und tapste mit ziemlich nassen Füßen in das Wohnzimmer der kleinen Zwei-Zimmer-Wohnung, die sie sich teilten. Dass er dabei jede Menge schaumige und pitschnasse Fußabdrücke hinterließ, störte ihn dabei nur wenig.

„Was?“

„Wusstest du, dass der Juli auch Heuert und Honigmonat hieß?“ Jule drehte sich zu ihrem tropfenden Freund um und strahlte ihn begeistert an. Jedoch schien ihm der Grund für ihre Begeisterung nicht verständlich und so erwiderte Max ihren Blick nur fragend.

„Dafür hast du jetzt so gebrüllt?“ Er schüttelte sich kurz wie ein nasser Hund und bedeckte die kleine, runde Blondine mit leichten Wasserspritzern. „Jule, drück' dich deutlich aus. Ich bin keine Frau und denke dementsprechend etwas anders als du. Also?“

„Nach Honigmonat, das kommt von Honigmond. So wird der Vollmond im Juli genannt...“ Ungeduldig winkte sie mit der Hand, so als ob ihm das weiterhelfen würde. Honigmond... Die Frau war aber auch manchmal kompliziert. Wollte sie jetzt etwa Honig kaufen gehen? Vielleicht war der Juli die beste Zeit, um Honig zu kaufen. Obwohl, eher nicht, diese Lösung erschien Max dann doch zu einfach und so dachte er weiterhin angestrengt nach. Honigmonat, Honigmond... Oh Gott, Honeymoon, Hochzeit. Wollte sie etwa heiraten? Max bemühte sich, weiterhin einen neutralen Gesichtsausdruck zu behalten und betrachtete einfach den kleinen Wassertropfen auf dem Laptopbildschirm.

Hatte diese Frau etwa den siebten Sinn? Konnte sie hellsehen? Es kribbelte ihn in den Fingern nachzusehen, ob der Ring noch in seiner geheiligten Spieleschublade lag, oder ob sie ihn tatsächlich gefunden hatte. Aber noch musste er standhaft bleiben, vielleicht sollte das auch nur ein Hinweis mit dem Zaunpfahl sein.

„Du bist echt dämlich. Typisch Mann“, seufzte Jule und klappte ihren Laptop zu. „Ich treffe mich noch mit Louisa und Tabea.“

Max sah ihr zu, wie sie die Tasche richtete – das ging bei ihr glücklicherweise ziemlich schnell – und wie sie dann, ohne Abschiedskuss, ihre kleine Wohnung verließ. Kein Kuss hieß, dass sie ziemlich sauer war, also wohl doch Hochzeit. Jule würde wohl kaum

wegen einem Honigeinkauf sauer werden. Als er sich sicher war, dass sie weg war – das Haustürklopfen unten war ein gutes Zeichen dafür – sauste er los zu seiner geheiligten Schublade und riss sie auf. Erleichterung breitete sich in ihm aus, als er entdeckte, dass der Ring (und der restliche Inhalt) vollkommen unberührt waren. Alles war klar für den großen Moment.

Ein breites Grinsen zierte sein Gesicht, als er den Ring auf die Kommode legte und sich etwas Trockenes überzog. Jetzt war nur noch zu hoffen, dass Tabea, seine kleine Schwester, dicht hielt. Sie hatte ihm zwar versprochen, dass ihre Lippen versiegelt waren, aber Frauen entwickelten immer so einen seltsamen Rededrang, wenn es um Hochzeit und Heiraten ging. Max trocknete seine dunklen Haare mit einem Handtuch, so gut es ging jedenfalls, und betrachtete dann sein Gesicht im Spiegel. Hinter der Brille blitzten ihm braune Augen, voller Vorfriede, so erschien es ihm jedenfalls, die Mundwinkel waren immer etwas herunter gezogen, die Nase saß prächtig in der Mitte seines Gesichtes und Max entschloss, dass die Bartstoppeln auch bei einem Heiratsantrag nicht stören würden. Noch ein letzter Blick auf sein noch nicht verlobtes Ich und dann ging es auch schon an die Vorbereitungen – streng nach Tabeas Plan.

Zuerst einmal holte er Jules heißgeliebte Duftkerzen vor – Erdbeere, Vanille und Kokos. Wusste der Himmel, was Frauen immer an diesen künstlichen Düften mochten, aber gut, es war ja auch für einen besonderen Augenblick gedacht. Wie hatte Tabea ihm eingebläut?

„Das ist nicht dein Augenblick, das ist Jules Augenblick, alles klar?“ Max musste grinsen, so deutlich konnte er die Stimme seiner kleinen Schwester hören, doch es war einfach nicht die Zeit, in Erinnerungen zu schwelgen, denn er wusste nicht, wann Jule heimkommen würde. Also, an die Arbeit. Kerzen standen, Feuerzeug lag bereit. Schnell rannte er zu seiner Nachbarin, einer entzückenden alten Dame, die ihn scheinbar schon erwartet hatte, denn die Tür öffnete sich, bevor er klingeln konnte.

„Mein lieber Max, hier sind Ihre Blumen. Ich bin ja so aufgeregt, das ist, als wäre ich noch einmal jung.“ Mit einem leisen, damenhaften Kichern überreichte sie ihm die Vasen mit den dutzenden von Rosen. „Ich wünsche Ihnen alles Gute, mein Lieber.“

„Danke, Frau Hendelberg, Sie sind einfach großartig.“ Ohne groß darüber nachzudenken, drückte Max ihr einen Kuss auf die Wange und wurde mit einem weiteren Kichern zur Tür herausgeschoben.

„Machen Sie schon, Junge, hopp hopp.“

Rosen – waren auch da. Nachdem Max sie in der Wohnung verteilt hatte, konnte er einen weiteren Punkt auf Tabeas Liste abhaken. Doch, warum eigentlich Rosen? Lebten Frauen nur von solchen Klischees? Wenn ihm jemand einen Heiratsantrag machen würde, bräuchte er nicht viel, ein Ring wäre schon genug. Aber wenn Jule auf das Drumherum stand, würde er es ihr bieten.

Was als Nächstes? Ah ja, die Musik. Allmählich kam Max sich ein bisschen blöd vor, er war doch kein Schauspieler aus einer dieser kitschigen Romanzen. Metallica war doch auch nicht schlechter als dieser furchtbare Schnulzensänger, dessen Namen er sich nicht einmal merken wollte. Mit beiden CDs in der Hand stand er nun vor ihrem CD-Player und überlegte hin und her. Nun gut, Jule würde so schnell sicher nicht heimkommen, also konnte er zur Beruhigung ruhig ein bisschen Metallica hören. Kaum ertönten die ersten Klänge, fühlte Max sich schon etwas besser und als er die Musik noch etwas weiter aufdrehte, fühlte er sich richtig gut. Was Musik so ausmachen konnte...

„Max. Max! MAX!“ Erst beim letzten Ruf wurde er aufmerksam, drehte sich um und

blickte direkt in zwei graue Augen, die von hochgezogenen Augenbrauen komplettiert wurden. Jule!

Panisch versuchte er, die Musik auszustellen, doch er brauchte zwei Versuche, bis er sie zumindest leiser gedreht hatte.

„Machst du hier eine Ein-Mann-Party? Mit Rosen, Duftkerzen und Metallica?“ Ein leicht amüsiertes Lächeln umspielte Jules Lippen, doch Max merkte es nicht.

„Ich... Was machst du hier?“ Gemäß dem Motto ‚Angriff ist die beste Verteidigung‘ schlug er nun zurück.

„Normalerweise wohne ich hier.“

„Ja... natürlich, aber was machst du *jetzt* hier?“

„Weißt du, ich habe mir gedacht, wenn du zu blöd dafür bist, dann muss ich es erledigen.“ Mit jedem Wort kam Jule etwas näher, bis sie direkt vor ihm stand. „Ich habe es so oft versucht, von Hochzeiten geschwärmt, dir die Kirche gezeigt, über Torten geredet und heute der Honigmond. Aber es kommt nicht bei dir an. Also habe ich mir gerade eben, auf dem Weg zu Louisa und Tabea gedacht, mach es doch einfach selbst, Jule. Wir leben in einer modernen Welt.“

Während sie tief Luft holte, wich Max unauffällig etwas in Richtung Kommode zurück, Stück für Stück, immer dicht gefolgt von seiner Freundin.

„Mich verwundert diese Situation hier zwar etwas, aber gut. Was soll es? Ich liebe dich, egal, wie dämlich du dich verhältst. Und selbst wenn du zu blöd scheinst, um Zaunpfähle zu verstehen, will ich dich trotzdem.“

Fast hatte Max es geschafft. Seine Hand griff nach der beruhigenden kleinen Samtschachtel, doch Jule kam ihm trotz allem zuvor: „Heirate mich, Max Schenker, verdammt noch mal, ich will dich heiraten.“

Die kleine blonde Frau stand vor ihm, die Hände in die Hüften gestemmt und die Augen blitzend vor... ja, vor was denn? Wut? Energie? Max wollte es gar nicht so genau wissen und hielt ihr als Antwort einfach die geöffnete Schachtel hin.

„Ein Ring?“

Langsam ging er auf die Knie, noch so ein lächerlicher Punkt von Tabeas Liste, aber gut, er vertraute mal auf seine kleine Schwester.

„Jule, ich will dich heiraten. Unbedingt. Und eigentlich sollte das hier viel romantischer werden...“

Lachend fiel sie ihm um den Hals und flüsterte nur zärtlich: „Ich könnte mir nichts Schöneres vorstellen als diesen Moment. Wir werden heiraten.“

Und im Hintergrund spielte immer noch Metallica.

# AUGUST

**Informationen:****Thema:** August**Autor:** Chimi-mimi**Fandom:** Eigene Serie

--

## August

Vorsichtig half Claire ihrem Großvater in seinen Lieblingssessel, der, der am Fenster stand, mit Blick auf den weitläufigen Park. Dann, mangels einer besseren Beschäftigung, begann sie sein Bett wieder herzurichten. Sie besuchte ihren Großvater zwei Mal in der Woche, mindestens, auch wenn sie wusste, dass er sie wahrscheinlich nicht einmal bewusst wahrnahm. Seit ihre Großmutter vor ein paar Jahren verstorben war, hatte Opa nicht mehr gesprochen, seit dieser Zeit lebte er in seiner eigenen Welt.

„Es war ein August wie dieser, vor vielen Jahren. Es hat geregnet.“ Seine brüchige Stimme ertönte wie ein Phantom in dem kleinen Raum und Claire traute ihren Ohren kaum.

„Opa?“

„Claire.“ Er schenkte ihr ein sanftes Lächeln, so liebevoll, dass ihr die Tränen in die Augen stiegen – ihr Großvater war da und er nahm sie wahr, er erkannte sie. „Es tut mir Leid, Claire, aber bisher konnte ich einfach nicht reden. Es ging nicht.“

Zitternd vor Freude kniete sie vor ihm und griff nach seinen faltigen Händen, unglaublich dankbar, dass er zurückgekommen war.

„Opa, ich bin so froh, dich zu sehen“, schluchzte sie leise vor sich hin, „Ich hab gedacht, du wärst...“

„Dement?“ So langsam gewann seine Stimme an Kraft, auch wenn er nicht verbergen konnte, dass sie so lange unbenutzt geblieben war. „Ich habe es gehört, aber ich hatte einfach nicht die Energie, mich bemerkbar zu machen.“

„Hat Omas Tod dich so mitgenommen?“

„Ich vermisse deine Großmutter. Mit ihr ist meine Vergangenheit endgültig gestorben.“

„Wie meinst du das?“

„Weißt du, wie Oma und ich uns kennengelernt haben?“ Verneinend schüttelte Claire den Kopf und legte ihn leicht schief, die Hand ihres Großvaters an die Wange drückend. „Das dachte ich mir, wir haben nie darüber gesprochen, eine unausgesprochene Vereinbarung. Aber jetzt kann ich sie brechen, oder?“

Sanft entzog er Claire seine Hand und drehte unsicher den goldenen Ehering, den er an seiner rechten Hand trug. Dann nickte er entschlossen und sah aus dem Fenster, doch sein Blick war nicht auf den Park, sondern auf einen Tag weit zurück in der Vergangenheit gerichtet.

Schon seit zwei Tagen war ich auf dem Weg zu der Hexe, um meinen Auftrag zu erfüllen. Meine Arbeit als Söldner führte mich weiter umher, doch auf ein magisches Wesen, wie die Hexe es seine sollte, war ich noch nie getroffen. Um ehrlich zu sein, war ich ziemlich gespannt, man traf in diesen Tagen nicht oft auf Frauen, die inmitten der Pampa alleine lebten. Noch seltener traf man jedoch auf diese Kräuterweiblein, die glaubten, mit Hilfe von ein paar Kräutern wäre alles gut. Aber gut, ich musste ja schließlich mein Geld verdienen, da konnte es mir eigentlich egal sein, von wem ich Aufträge erhielt.

Laut meinem Plan waren es nur noch zwei Kilometer, dann käme ich an eine zweigeteilte Eiche, bei der ich rechts abbiegen sollte. Mythischer ging es ja nun wirklich nicht: Ein Baum, von einem Blitzschlag zerteilt. Eine Abschreckung für alle, die an die Magie glaubten und an böse Omen, für mich jedoch war das einfach nur ein kaputter Baum. Meine Kollegen hatten sich alle gedrückt, als der Auftrag ausgeteilt wurde, einer wurde krank, bei dem anderen wurde ein Familienmitglied krank, wichtige Pflichten, faszinierend, wie viele Gründe sich fanden, um nicht mit der Hexe zusammen zu arbeiten. Mir hingegen kam der Auftrag gerade recht: Schön weit weg, also einige Tage für mich, die ich einfach genießen konnte. Hinzu kam die Tatsache, dass Magie nicht existierte, zumindest für mich nicht.

Doch genug von diesen Gedanken, ich sollte lieber noch einmal die Bedingungen des Auftrags durchgehen: Begleitung der Hexe auf der Suche nach einer seltenen Zutat, die an einer gefährlichen Stelle wuchs. Gut, es gab einfach nicht viel, das ich durchgehen konnte. Dies war einer der einfachsten Aufträge, die ich je erhalten hatte.

Während ich den Baum passierte, natürlich den rechten Weg nehmend, fing ich an, mir die Hexe vorzustellen: Wie in den Märchenbüchern sollte sie sein, alt, buckelig, mit einer Warze und einer großen Nase, das Haar weiß und buschig und durch Locken geprägt, die Augen wären stechend schwarz und doch zugleich trüb. Vielleicht hatte ich ja Glück und sie sah tatsächlich so aus, das wäre doch sehr amüsant.

Kurz darauf musste ich jedoch feststellen, dass die Hexen auch nicht mehr das waren, was die Märchenbücher vorschrieben. Ich erreichte ihr Haus, das leider nicht aus Lebkuchen bestand, nur kurz nachdem ich die Eiche passiert hatte. Sie schien mich schon erwartet zu haben, denn vor der Tür, auf einer grünen Bank, saß eine junge Frau in meinem Alter, die gedankenverloren mit einem Raben spielte – zumindest das entsprach den Büchern.

Mit einem höflichen Räuspern näherte ich mich und blickte darauf in haselnussbraune, freundliche Augen, die mich anzulachen schienen.

„So so, der Herr Söldner ist da. Mein Name ist Claire, ich bin die Hexe, die Sie begleiten sollen.“

Stumm nickte ich ihr zu, streng nach den Vorschriften, denn Kontaktaufbau zu unseren Kunden war streng untersagt.

„Marcus, komm raus. Wir werden gleich losgehen, der Herr Söldner ist teuer genug, nicht wahr?“ Spöttisch zwinkerte sie mir zu, setzte den Raben auf die Bank und legte sich einen samtene Beutel um. Neugierig sah ich mich um, fragte mich, wer uns wohl begleiten würde, als plötzlich eine gar bunte und schrille Gestalt in der Tür der kleinen Hütte erschien.

„Bonjour, Monsieur, Marcus, mein Name. Ich bin Zauberkünstler für den Zirkus Garibaldi.“ Mit einem Griff zog er einen Blumenstrauß heraus und legte ihn zu meinen Füßen.

„Tja, Herr Söldner, ich bin Ihr Kunde, doch Marcus hier ist mein Kunde. Für ihn ist der Trank, den ich braue, und für ihn gehen wir den Gelbschatten suchen, eine sehr seltene kleine Blume.“

*Ich war immer noch fasziniert von den beiden Personen, die da vor mir standen: Claire, die Hexe, welche von hoher Gestalt war, fast so groß wie ich, und mit ihrem glatten blonden Haar eine echte Schönheit war, während Marcus klein und rund gewachsen war. Der schwarze Schnauzbart war schon fast eine Kuriosität, die eine eigene Show in seinem Zirkus verdient hätte. Schlichte Schönheit gegenüber faszinierender Farbenpracht und Komik. In diesem Moment war ich froh, den Auftrag angenommen zu haben, denn es versprach, ein interessanter Tag zu werden.*

*„Nun, Herr Söldner, ich erkläre Ihnen, wohin wir gehen und was uns erwartet“, begann Claire, die im Laufschrift voraneilte, während ich an ihren Fersen blieb und Marcus wie ein kleiner Ball keuchend etwas hinter uns her hüpfte. „Ganz in der Nähe befindet sich die Nebelschlucht, geprägt von steilen Wänden und kargem Boden. Der Gelbschatten wächst dort, ganz in der Nähe der Schwefelvorkommen, die er liebt und durch die er seinen prächtigen Gelbton erhält. Zugleich leben dort die Cordalen, wie sie sich nennen. Sie verdienen ihr Geld mit dem Abbau von Schwefel und nennen die Nebelschlucht ihr Eigen.“ „Es sind widerwärtige kleine Kreaturen mit großen Zähnen und furchtbar ungepflegtem Aussehen!“ Unbemerkt war Marcus näher gehüpft und beteiligte sich nun an Claires Ausführungen, nicht beachtend, dass auch er nicht gerade von großer Gestalt war. Amüsiert beobachtete ich seinen Gang, bevor mein Blick den von Claire traf, der wieder ein Lachen in die Augen geschrieben war.*

*„Nun gut, Marcus, du hast Recht. Aber wichtiger ist, dass sie niemanden in die Schlucht lassen, Herr Söldner. Und wer doch einen Weg hinein findet, kommt selten lebend heraus.“ Ihr Gesichtsausdruck wurde ernst, so ernst, dass ich mir eine Frage nicht verkneifen konnte: „Findet Ihr den Gelbschatten nur in dieser einen Region?“*

*„Die Reise dafür wäre sehr weit, vermutlich zu weit und wir haben durch das Warten auf Sie schon zu viel Zeit verloren, die Reise zu den Schwefelvorkommen der Forgiass wäre noch länger. Es eilt, die Zeit drängt.“*

*„Monsieur Söldner... ach, verraten Sie uns doch Ihren Namen, das wäre eine Erleichterung.“ Marcus wischte sich mit einem blütenweißen Taschentuch, das er scheinbar aus dem Nichts herbei gezaubert hatte, den Schweiß von seiner Stirn, und in einem Moment der Unbedachtheit verriet ich mit einem „Olivier“ meinem Namen.*

*„Ein wundervoller Name, Monsieur Olivier!“ Claire hatte angehalten, vermutlich um Marcus, der zwischenzeitlich den gleichen Farbton wie sein Jackett angenommen hatte, eine Pause zu gönnen, die dieser dazu nutzte, um mich über seinen Wunsch aufzuklären: „Ich habe eine Schwester, Monsieur Olivier, ihr Name ist Loraine. Ein wundervolles, liebes Mädchen, doch leider von einer schweren Krankheit geplagt.“*

*„Es gibt nur ein Heilmittel, Herr Söldner.“ Die Pause schien vorbei zu sein und eilig gingen – oder in Marcus Fall hüpfen - wir weiter, immer in Richtung Süden. „Dafür brauchen wir den Gelbschatten. Leider hat Marcus zu lange gezögert, mich um Hilfe zu bitten. Wir, die Frauen meiner Zunft, sind doch noch zu verpönt und verschrien.“*

*Schweigend folgten wir dem Weg, um uns herum wurden die Bäume weniger und der Nebel dichter, die Nebelschlucht kam immer näher. Ich fragte mich, ob ich alleine die Cordalen abhalten konnte, doch für die unbekannt junge Frau und für das Geld riskierte ich mein Leben gerne. Das Söldner-Dasein machte mir Spaß, ich konnte reisen, traf die unterschiedlichsten Persönlichkeiten und verdiente gutes Geld. Zu Kämpfen kam es seltener, als man annehmen würde, meistens war ich nur ein schweigsamer Begleiter, der das Gefühl von Sicherheit vermittelte (und viele dazu verleitete, ihre Lebensgeschichte preiszugeben).*

*„Wir sind da“, stellte Claire schlicht fest, obwohl jeder von uns das auch ohne diesen Hinweis erkannt hätte. Düster und schier endlos lag der Schlund dieser Schlucht vor uns,*

*umgeben von grauem, undurchsichtigem Nebel. Ich hatte zeitweise das Gefühl, ich würde den blauen Himmel nie wieder sehen.*

Heiser hustend unterbrach Großvater sich und griff nach dem Tee, um diesen gierig zu leeren. Seine Stimme dankte es ihm nicht, dass er sie so lange nicht gebraucht hatte.

„Opa, diese Hexe, diese Claire, sie...“

„Sie war ein fantastischer Mensch, eine bessere Ärztin als jeder Arzt, der mich im Laufe der Jahre behandelt hatte. Ich durfte deinen Namen aussuchen und ich wusste, dass sie sich darüber gefreut hätte. Leider verstarb sie viel zu jung, nur wenige Jahre, nachdem wir uns kennenlernten.“

„Und Großmutter? Ist sie die Loraine, die kleine Schwester von diesem verrückten Zauberer Marcus?“, verwirrt versuchte Claire, die ganze Situation, diese Geschichte zu entwirren und zu sortieren.

„Dein Großonkel Marcus war wirklich ein verrückter, aber wundervoller Kerl. Leider kannte ich ihn nicht lange, denn er verstarb noch an diesem Tag, an dem wir uns das erste Mal trafen.“ Trauer überschattete Oliviers Gesicht, als er sich zurückerinnerte, an diesen Moment, in dem er einen wundervollen Menschen zurücklassen musste.

*„Geht, geht!“, flüsterte Marcus schwach, die letzten Reste seiner mageren Kraft nutzend. Entsetzt sah ich ihn an, sah zu, wie das Leben in Form seines roten Blutes aus seinen Adern wich. Ich spürte nicht, wie Claire an mir zerrte, hörte ihre verzweifelten „Komm“-Schreie nicht, mein Blick galt einzig und allein diesem verrückten, mutigen und wahnsinnigen Mann.*

*„Geht, Monsieur Olivier, geht und rettet meine Schwester. Ich bitte euch, ich werde dies nicht überleben, ich weiß es.“ Seine runden Augen sahen mich wissend an, der Blick war schon in die Ferne gerichtet, so wie ich es erst einmal bei einem Sterbenden mitansehen musste. „Verschwindet!“*

*Kraftlos folgte ich Claire, die an meiner grauen Uniform zog, mich anfeuerte, die mir so stark erschien, bis ich die Tränen auf ihren Wangen schimmern sah. Hatte ich versagt? Ja. Hatte ich die beiden enttäuscht? Ja. Hatte ich eine Chance, dies wieder halbwegs gut zu machen? Ja.*

*So schwer es mir fiel, ich riss mich dennoch zusammen, eilte Seite an Seite mit der Hexe voran, weg von Marcus, weg von diesen Monstern. Es gab immer noch ein Ziel für uns: Wir mussten ein Versprechen einlösen und Loraine heilen.*

„Was ist geschehen, Opa, was ist geschehen?“ Mit weit aufgerissenen Augen sah Claire ihn an und erinnerte ihn schmerzhaft an Marcus' Blick im Angesicht des Todes. Die Familienähnlichkeit war nicht zu leugnen.

Seine Stimme brach fast, als er ihr von dem Angriff der Cordalen berichtete: „Wir kamen gut voran, es war unglaubliches Glück, zumindest unserer Ansicht nach. Lass mich dies bitte nicht noch einmal erleben, lass dir nur sagen: Wir fanden den Gelbschatten, doch auf dem Rückweg schossen sie auf uns und Marcus wurde getroffen.“

„Das tut mir Leid, Opa, ich hätte ihn gerne kennen gelernt.“ Liebevoll griff Claire nach den Händen ihres Großvaters und hielt sie fest, damit er spürte, dass in diesem Moment für ihn da war.

„Mir tut es auch Leid, Kind. Sehr sogar.“

*Schweigend liefen wir Seite an Seite durch den Wald. Bevor wir nach Loraine suchten,*

*mussten wir erst den Trank zu Ende brauen, das hatte zumindest Claire vorhin mit brüchiger Stimme gesagt. Es nahm sie mit, das sah ich, und doch machte sie mir keine Vorwürfe. Dabei hatte ich bei meinem Auftrag versagt, ich hatte Marcus nicht geschützt und was anderes war meine Aufgabe gewesen? Nichts. Ich fühlte mich schuldig, kein Wunder nach diesen Geschehnissen, doch Claire schien dies zu spüren: „Hör auf dir Vorwürfe zu machen.“*

*Zwischenzeitlich war sie zum Du gewechselt und ließ auch das Herr Söldner weg, ich war einfach nur noch Olivier für sie.*

*„Es war Zufall, du konntest diesen Hinterhalt nicht bemerken, ebenso wenig wie ich oder Marcus. Es war ausweglos und jeder von uns hätte sterben können.“ Zwar schenkte mir dies keine Erleichterung, doch ich beschloss einfach zu nicken und mich einverstanden zu geben.*

„Ich hatte wirklich keine Schuld. Allerdings kann ich das auch erst jetzt, nach dieser langen Zeit ohne Schuldgefühle sagen. Claire hatte recht, wie so oft, es war eine ausweglose Situation.“

Seine Enkelin erinnerte sich daran, dass ihre Großmutter einmal erwähnt hatte, dass sie ihn erst aus einer schlimmen Phase hatte zurückholen müssen und dass er einige Jahre lang unter starken Depressionen gelitten hatte.

„Du hast deine Aufgabe, Marcus' letzten Wunsch, ausgeführt und dann hast du deinen Gefühlen nachgegeben, nicht wahr?“

„Ja.“ Er lächelte sie traurig an. „Großmutter hat ja oft davon gesprochen, dass sie meine Rettung war, und das stimmt auch. Sie war eine wundervolle Frau. Nach ihrer Genesung hat sie mich tagtäglich besucht, egal wie furchtbar ich mich benommen habe und es gab Zeiten, da...“

Ja, es war furchtbar und darum ließ er lieber unausgesprochen, was er in dieser Zeit erlebt und gemacht hatte. Jeder Mensch hatte Zeiten, die er am liebsten auslöschen würde und Oliviers Zeit war die nach Marcus' Tod.

„Aber du hast noch ein Ende verdient, nicht wahr?“ Großvater schien wieder konzentriert und hatte sich auch wieder im Griff, hatte die traurige Erinnerung erneut verdrängt. „So viel im Voraus: Claire braute den Trank und wir brachen auf, um Loraine zu helfen. Zum Glück hatte Marcus oft von dem Krankenhaus gesprochen, in dem sie war, so dass die Hexe... ich meine Claire... wusste, wohin unser Weg uns zu führen hatte.“

*„Das ist es“, sagte Claire leise und sah mich erschöpft an. Die Flucht, das Erstellen des Tranks und schließlich der Weg hierher hatten an ihren Kräften gezehrt, ebenso wie an meinen. Zeitweise hatte ich das Gefühl, dass ich, wenn ich jetzt schlafen würde, einfach nicht mehr aufwachen könnte – in gewisser Weise ein wunderschöner Gedanke. „Erfüllen wir Marcus' Wunsch, retten wir Loraine. Aber vorher sollten wir uns herrichten. So wird uns niemand zu ihr lassen.“*

*Ich sah an uns herunter und erkannte zum ersten Mal die letzten Stunden auch an unserer Kleidung. Staub, Dreck, Risse und Blut zierten diese Seite an Seite, in friedlichem Einklang. Claire hatte Recht, so würden wir nur negativ auffallen und damit wäre Loraine nicht geholfen.*

*„Der Bach“, merkte ich nur kurz an, doch sie wusste sofort, wovon ich sprach, den erst vor kurzem hatten wir dieses kleine Rinnsal passiert. Gegen die Risse konnten wir nun nichts tun, doch in dieser Zeit der Entbehrung fiel auch zerschlissene Kleidung nicht weiter auf, doch Dreck, Staub und insbesondere Blut würden wenig Eindruck schinden.*

*Mit eckigen und unsicheren Bewegungen befreiten wir unsere Kleidung von den größten Flecken und richteten auch uns, so gut wie es ging, wieder her. Nur die Trauer und Erschöpfung, die auf unseren Gesichtern geschrieben standen, konnte keiner von uns löschen.*

*Ich folgte Claire, die die Situation im Krankenhaus erklärte und um Besuchsrecht bei Loraine bat. Mir war schwer ums Herz, denn zwar retteten wir, oder eher Claire, ihr Leben, doch zugleich musste sie erfahren, dass ihr Bruder gefallen war.*

„Sie ging wunderbar damit um. So gut man damit umgehen kann, dass man einen geliebten Menschen verloren hat. Claire heilte sie und dann trennten sich unsere Wege. Vorerst.“

„Es war Schicksal.“ Verwundert betrachtete Olivier das nachdenkliche Gesicht seiner Enkeltochter.

„Wie meinst du das?“

„Stell dir vor, Marcus wäre nicht gestorben. Ihr wärt zurückgekehrt, er und Claire hätten Loraine geholfen, du jedoch wärest zurück zu deiner Truppe gegangen. Du hättest Großmutter nie kennen gelernt, die Freundschaft mit Claire wäre nie entstanden, oder?“ Fragend sah sie ihn an, und nachdem er einen Moment lang darüber nachgedacht hatte, nickte er.

„Du hast Recht. So gesehen war es Schicksal. Ein anderer Weg hat sich mir eröffnet und im Nachhinein gefällt er mir wirklich gut.“

# SEPTEMBER

## Informationen:

**Thema:** September

**Zusatz:** Fortsetzung vom *Februar*

**Autor:** MoonlightWhisper

**Fandom:** Eigene Serie

**Wortzahl:** ~ 600 Worte

--

## September

Ein langer, hauchdünner Faden schwebte in der Luft und glitzerte leicht in der Sonne. Einige Blätter wollten schon ihre Farbe ändern, doch eigentlich war alles grün. Grün und warm.

Die Sonne versuchte immer noch, die Temperaturen zu halten.

Wer dachte da schon an den Beginn des Herbstes?

Es war Sommer. Spätsommer.

Seine Haut war leicht gebräunt, so wie sie immer leicht gebräunt war. Ob im Sommer oder Winter. Seine grünen Augen machten den Pflanzen fast schon Konkurrenz. Sein braunes Haar stand in alle Richtungen ab.

Wenn er sich durch die Haare fuhr, brachte es alles - nur keine Ordnung.

Ein weiter Faden schwebte in der Luft an ihm vorbei und kurz fragte er sich, wo sie herkamen.

Er lag einfach so auf der Wiese und genoss das Wetter.

Die späten Sommertage waren immer die schönsten. Denn man wusste, bald würde der Umschwung kommen, bald würde es regnen und stürmen und die Blätter würden sich färben.

Doch diese Gewissheit machte ihm nichts, denn die bunten Herbstblätter hatten die Farbe ihrer Haare. Sie waren braun-rot-blond. Eine wunderschöne Mischung wie er fand. Eine Mischung, die ihn an neblige Herbsttage vor dem Kamin denken ließ.

Doch ihre Augen waren Sommer. Sie strahlten braun und warm, wie die Sonne jetzt.

Sie war wie der September. Sie sah zwar noch nach Sommer aus, aber die ersten Boten des Herbstes meldeten sich schon.

Und während er so auf der Wiese lag und spürte, dass es kühler wurde, beschloss er ihr zu sagen, dass er sie liebte. Nicht so, wie er den September liebte, sondern, dass er sie bei sich wissen wollte. Dass er, seit sie sich vor gut einem halben Jahr kennengelernt hatten, immer nur an sie dachte.

Wieder schwebte ein Faden durch das Licht und kurz nachdem er weg war, legte sich Schatten über ihn.

„Hier bist du, ich hab dich schon gesucht“, erklang ihre Stimme. Er merkte, wie sie sich zu ihm setzte und dass sie ihm durch das Haar wuschelte.

Das machte sie immer, wie der Wind, der beschloss stärker zu werden. Wie es nun einmal im September anfang, windiger zu werden.

Ein Lächeln stahl sich über seine Lippen.

„Hast du dir Sorgen gemacht?“, fragte er neckend.

„Ja, um arme Leute, denen du einfach so ein Haus aufschwätzt!“, war ihre freche Antwort. Es kam wie einen frische Brise.

„Nein, siehst du den Faden?“ Sie folgte mit dem Blick seinem ausgestreckten Finger.

„Das sieht irgendwie toll aus“, kommentierte sie den Faden.

„Soll ich sagen was das ist?“

„Ja.“ Sie nickte eifrig.

„Das ist ein Spinnenfaden. Deswegen heißt es Altweibersommer. Weil die ganzen Spinnenfäden in der Luft aussehen wie viele weiße Haare.“

Sie schaute noch einmal gebannt dem Faden hinterher, der in der Sonne schimmerte.

„Altweibersommer klingt beleidigend“, beschloss sie dann trotzig.

„Ja, das stimmt, aber wie würdest du das nennen?“

Sie schwiegen einen Augenblick. Die Ruhe war angenehm. Dann öffnete sie den Mund und antwortete auf eine sehr naive Art: „September-Spinnen-Sommer. SSS.“

„Das klingt nicht so gut.“ Er schaute in den Himmel und spürte, wie sie sich an ihn kuschelte.

Wieder schwiegen sie. Es war ein langes Schweigen, ein solches, wo jeder seinen Gedanken nachhing.

„Woran denkst du, Alex?“ Ihre Stimme klang wieder ernst.

„Wie sehr du dem September ähnelst. Und doch hast du etwas, das er nicht hat“, antwortete er wahrheitsgemäß.

„Was denn?“

„Den September könnte ich nie so lange ertragen wie dich.“ Dann schwiegen sie ein weiteres Mal. Innerlich hoffte er, sie verstand, was er sagen wollte und auch wenn nicht, irgendwann würde er es laut aussprechen.

Ein Faden schwebte an ihm vorbei und glitzerte im Sonnenlicht, der untergehenden Sonne.

## 29. SEPTEMBER - Tag der Engel

### Informationen:

**Thema:** Tag der Engel, 29.09.

**Autor:** [[SailorTerra]]

**Fandom:** Eigene Serie

**Wortzahl:** ~ 1.100 Worte

--

### Der Tag der Engel

Eine blonde Gestalt, von der man nicht ganz sicher sagen konnte, ob diese männlich oder weiblich war, stand auf der Veranda und goss die Blumen. Die zarten Hände und die großen blauen Augen schienen sehr weiblich zu sein, allerdings fehlte dem Körper jede weibliche Rundung, was die Vermutung nahe legen konnte, hier handelte es sich um einen jungen Knaben. Genau genommen war dieses Wesen nichts von beidem. Es war ein Engel, der sich entschieden hatte, auf der Erde zu bleiben, um immer wieder seinen geliebten Menschen treffen zu können. Eine Seele wird nur alle 100 Jahre wiedergeboren und gerade hatte Kohaku mal wieder 60 von Ihnen verbracht. Es war ein schöner Tag, der zwar auf eine gewisse Art einsam war, aber doch sonst alles erfüllte, was sich das Herz des Engels wünschte.

Auf einmal erregte ein kleiner Punkt am Himmel seine Aufmerksamkeit. Ein Normalsterblicher hätte diesen Punkt vermutlich nicht mal wahrgenommen, eigentlich war Kohaku sich auch nicht sicher, ob Menschen diesen Punkt überhaupt hätten sehen können. Dieser kleine Punkt kam immer näher und nahm langsam Form an. Es sah aus wie ein kleines Plüschhäschen, das eine Blume trug. Ein göttliches Häschen mit einer Nachricht. Leider bedeuteten diese Nachrichten so selten etwas wirklich Gutes.

„Hallo“, begrüßte Kohaku es mit einem Lächeln, als es vor ihm schwebend zum stehen kam.

Das Häschen lächelte zurück.

„Ist die Blüte für mich?“

Lächelnd nickte das Häschen und ließ das Gänseblümchen los. Die Blume fiel in seine Hände und Kohaku schloss die Augen. Ganz langsam begann die Blume im Sonnenlicht zu glitzern, bis sie sich schließlich auflöste und mit Kohaku verschmolz. Die Bilder die in Kohakus Kopf projiziert wurden, verwirrten den jungen Engel. Mädchen, die in viel zu kurzen Röckchen riesige unförmige Gestalten angriffen. Im Hintergrund waren zerstörte Gebäude zu sehen und einige Menschen mit Flügeln, die aus den Trümmern wie Geister hinausstiegen.

Verwirrte blinzelte Kohaku das Häschen an: „Was soll mir das alles sagen?“

Als Antwort tauchte nur ein Wort in seinem Kopf auf: ENGEL.

„Was sind das nur für Viecher?“, rief Engel Lily Engel Daisy zu.

„Woher soll ich das denn wissen?!“, schrie die Grünhaarige zurück.

Das riesige Ungeheuer schoss einen Strahl aus seinem Maul ab. Die Explosion ließ die Erde beben und riss die Straße 100 Meter hinter den Liebesengeln auf.

„Was fällt dir ein!“ Das Mädchen mit den rosafarbenen Haaren baute sich auf: „Heute ist der schönste Tag im Leben und kein Gefühl von Feindsch....“ Wieder eine Explosion riss die drei Liebesengel von den Füßen. Engel Peach spürte einen stechenden Schmerz im Leib, während sie durch die Luft geschleudert wurde und hart gegen die nächste Hauswand prallte. Der Schmerz raubte ihr langsam den Atem. Gequält öffnete sie die Augen. Lily lag nur unweit von ihr entfernt und bewegte sich nicht mehr. „Lil...“ als sie den Namen ihrer Freundin flüstern wollte, füllte sich ihr Mund mit Blut. Sollte es so zu Ende gehen? Sie hatte sich doch immer eine wunderschöne Hochzeit gewünscht. Sie in einem weißen Kleid und ihr Liebster an ihrer Seite.

„Hab keine Angst“, drang eine leise Stimme zu ihr durch, „es erwarten dich viele geliebte Menschen im Jenseits.“

Langsam konnte Peach die Person genau vor sich sehen. Sie war sich jedoch sicher, dass dort bis eben noch niemand gestanden hatte.

„Wer bist du?“

„Ein Todesengel...“

Es hatte einen Moment gedauert, bis Kohaku die eigentliche Botschaft verstanden hatte. Der Moment war eingetreten, als er eine Erschütterung wahrnahm und danach den Lärm von Explosionen. War das der Kampf, den er eben gesehen hatte? Er machte sich auf den Weg dem Lärm und den Schreien entgegen, auch wenn sich alles in Kohaku dagegen sträubte.

Als er um eine Häuserzeile bog, sah er das Ausmaß der Zerstörung, so wie deren Ursprung. Ein großes Wesen, dessen Arme und Beine locker in der Luft baumelten, schwebte knapp über dem Boden. Der Boden war nach den Trümmern darunter zu urteilen, bis vor kurzem noch ein Gebäude gewesen. Schreie waren von weit weg zu hören, oder vielleicht kam es Kohaku auch nur so vor. Dieses Wesen war ja auch viel zu groß für diese Stadt.

„Du machst hier alles kaputt“, rief Kohaku zu ihm rüber.

Das Geräusch von Schritten aus einer dunklen Seitengasse lenkte Kohakus Aufmerksamkeit auf sich. „Ich denke, dieses Geschöpf will hier alles zerstören“, murmelte eine Stimme aus der Dunkelheit.

Kohaku standen Tränen in den Augen: „Wieso sollte es so etwas tun?“

Aus der Gasse trat eine Frau, die Kohaku auf Ende zwanzig geschätzt hätte, wären auf ihrem Rücken nicht Flügel gewesen.

Unheilvoll flüsterte die tiefe verführerische Stimme: „Weil es ein Engel ist.“

„Aber ich bin ein Engel...“ Kohaku blickte verwirrt zu dem Wesen, das sich in dem Moment bewegte und schon wieder einen Teil eines Gebäudes zum Einsturz brachte. Der junge Engel wandte sich wieder ab.

„Ich bin auch ein Engel“, sagte die Frau mit einem sanften Lächeln, das nicht recht zu ihrer Stimme passen wollte. „Mein Name ist Alexiel.“

Ein paar Tränen rollten über die Wangen des blonden Engels. „Mein Name ist Kohaku.“

„Freut mich, Kohaku“, flüsterte Alexiel, bevor sie Kohaku eine Träne von der Wange strich. Sie betrachtete kurz das Nass auf ihren Fingern. „In vielen Legenden, werden Engelstränen wundersame Wirkungen nachgesagt.“ Sie wischte sich die Finger an ihrem Kleid trocken. „Ich habe schon ewig nicht mehr geweint.“

Kohaku versuchte sein Schluchzen zu unterdrücken. „Macht dich dieses Leid der

Menschen nicht traurig?“

Alexiel lauschte einem Moment den leiser werdenden Schreien. „Hat die Menschen denn je unser Leid traurig gemacht?“

Verwirrt schaute Kohaku seine Gesprächspartnerin an. „Wovon sprichst du?“

„Wir streben immer nur nach Gottesgnade, immer nur nach Glück, immer nur nach Frieden. Die Menschen hat das nie interessiert. Sie haben uns als Dämonen gejagt, wenn wir gefallen waren. Sie haben Kriege begonnen im Namen des Herrn und uns gleichzeitig um unseren Schutz angefleht. Sie haben diesen wundervollen Planeten und behandeln ihn wie wertloses Beiwerk. Sie...“

„Das stimmt nicht“, protestierte Kohaku, „es gibt viele Menschen, die sich für das Wohl anderer aufopfern und diesen Planeten verteidigen.“

„Du bist wirklich süß.“ Alexiel setzte ein schiefes Grinsen auf: „Wenn sie wirklich so gut sind, wird Gott sie bestimmt beschützen, vor dem, was kommen wird.“

„Was wird kommen?“, fragte Kohaku.

Alexiel zog ihr Schwert – „Der Tag der Engel.“ – und stürmte davon. ..

„Kohaku...“

Aus einiger Entfernung hörte Kohaku seinen Namen zu sich durchdringen.

„Kohaku, wach auf!“, forderte eine jugenhafte Stimme.

Langsam öffnete der Engel die Augen und sah einen schwarzen Haarschopf.

„Wach auf, Kohaku! Du hast gerade im Schaf geweint.“

„Wirklich?“ Kohaku wischte sich müde über die Augen.

„Ja. Was hast du geträumt?“

Überlegend richtete sich Kohaku auf: „Vom Tag der Engel.“

# OKTOBER

## Informationen:

**Thema:** Oktober

**Zusatz:** Vorgeschichte zum *April*

**Autor:** [[AyaPapaya]]

**Fandom:** Eigene Serie

**Wortzahl:** ~ 900 Worte

--

## Oktober

*»Listen! The wind is rising, and the air is wild with leaves,  
We have had our summer evenings, now for October eves!«*

*„Oh, sieh doch, eine Sternschnuppe. Jetzt dürfen wir uns etwas wünschen.“*

*Es war ein kühler Abend im frühen Oktober. Vor einigen Stunden hatte es noch geregnet, doch inzwischen erkannte man dies nur noch an dem nassen Gras, dem Geruch, welcher nach einem Schauer in der Luft lag, und den Wassertropfen auf den bunten Blättern, welche ab und an vom Wind ergriffen wurden. Nur wenige Menschen waren draußen unterwegs, die meisten zog es bereits in ihre Häuser, gemütlich aufs Sofa und vor den Fernseher; dabei hielt der Herbst noch nicht lange an, kam aber so plötzlich nach dem Sommer, dass der Umschwung wirklich aufs Gemüt schlagen konnte.*

*Das Quietschen der Schaukel, auf welcher ein kleines Mädchen in einem dicken, blauen und viel zu großen Pullover hin und her schwang, durchbrach die Stille. Auf der benachbarten Schaukel saß ein Junge, kaum älter als sie, mit großer Brille auf der Nase, den Blick immer noch in den Himmel gerichtet. Vom hinter ihnen liegenden Haus drang ein wenig Licht zu ihnen, nicht viel, aber es war auch noch nicht dunkel – auch wenn sich dies sicher in den nächsten Minuten ändern würde.*

*„Ich mag keine Sternschnuppenwünsche“, sprach April nach einer Weile des Schweigens ihre Gedanken aus, pustete sich eine Strähne ihres Ponys aus dem Gesicht und wandte sich dann zu Simon, so dass sich die Ketten ihrer Schaukel ein wenig verdrehten.*

*Simon sah sie verwundert an. „Wieso nicht?“*

*„Die gehen sowieso nicht in Erfüllung“, stellte April ernst fest, „daher sind sie blöd.“*

*„Und was würdest du vorschlagen, was man machen soll, wenn man eine sieht?“, hakte Simon nach, obwohl er nicht sicher war, ob er es wirklich wissen wollte. Besonders nicht nach dem Funkeln, welches nun in Aprils Augen erschien. Das bedeutete nämlich nie etwas Gutes.*

*„Für jede Sternschnuppe, die du siehst, schulde ich dir einen Kuss.“ Simon verzog das Gesicht, bestätigt in seiner Vermutung, woraufhin April ihn fragend ansah. „Du willst mich nicht küssen?“*

*Simon verdrehte die Augen. Mädchen; manchmal wünschte er sich wirklich, seine beste Freundin wäre ein bester Freund. „Natürlich will ich dich nicht küssen. Und du bist nur so scharf darauf, weil deine Cousine jetzt ihren ersten Freund hat und du ihr alles nachmachen musst. Das ist echt ätzend.“*

*„Ich mach' meiner Cousine gar nicht alles nach“, widersprach April empört, ganz offensichtlich dadurch mehr berührt als durch die Tatsache, dass Simon sie nicht küssen wollte.*

*„Du hasst Ballett, aber als deine Cousine damit anfing, wolltest du auch unbedingt hin – und fandest es ätzend. Du magst die Farbe Pink nicht, weil du findest, sie würde sich mit deinen Haaren beißen, aber als deine Cousine eine Schultasche in der Farbe bekam, wolltest du genau die gleiche haben – und du findest das Teil inzwischen schrecklich und würdest es am liebsten verbrennen, was du aber nicht machst, weil dein Cousine ihre immer noch toll findet“, fing Simon an und sah April herausfordernd an, ob er wirklich fortfahren sollte.*

*April zog einen Schmolmund. „Das beweist gar nichts.“*

*„Wenn du meinst.“ Simon zuckte mit den Schultern. „Küssen werde ich dich aber nicht.“*

*„Aber du hast eine Sternschnuppe gesehen“, wandte April sofort ein, bevor sie ihre Arme vor der Brust verschränkte. „Und du wolltest schon nicht mein Freund sein, du schuldest mir was.“*

*„Ich bin dein Freund.“*

*„Nein, du bist ein Arsch. Und deinetwegen werde ich nie geküsst werden“, konterte April theatralisch und drehte sich wieder von Simon weg. Dieser blinzelte noch einige Male, ehe er in schallendes Gelächter ausbrach, wofür er von April noch ein paar böse Blicke erntete.*

Immer, wenn Simon an diesen Abend vor vielen, vielen Jahren zurückdachte, schlich sich ein Lächeln auf seine Lippen und im gleichen Augenblick stimmte es ihn traurig. April war damals seine allerallerbeste Freundin gewesen und sie hatten so viel miteinander unternommen und geteilt. Doch noch im selben Oktober waren er und seine Familie umgezogen. In eine andere Stadt. Weit weg, weil sein Vater einen besseren Job bekommen hatte. Und obwohl sie sich geschworen hatten, sich nicht aus den Augen zu verlieren, war es passiert; waren sie doch auch noch zu jung, um etwas dagegen zu unternehmen.

Erst zum Studieren zog er wieder näher zu ihr, wenngleich immer noch nicht wieder in die gleiche Stadt und obwohl er nicht erwartet hätte, sie wiederzusehen, zog sie plötzlich neben ihm ein – und es war wieder im Oktober -, weil sie an der selben Uni studieren wollte. Als er sie das erste Mal seit zwölf Jahren wieder sah, lächelte sie ihn freundlich an und stellte sich vor. Er hatte sofort gewusst, wer sie war - sie hingegen schien keine Ahnung zu haben, wer er war. Einen Moment lang wusste Simon nicht, was er davon halten sollte oder ob er sich nicht vielleicht doch irrte, daher sprach er es nicht an.

Doch Simon fand schnell heraus, dass es sich immer noch um *seine* April handelte. Natürlich war sie größer geworden, erwachsener, aber er sah in vielen Momenten immer noch das Mädchen, mit dem er damals so häufig auf der Schaukel gesessen hatte. Das Mädchen, mit dem er einen Großteil seiner Kindheit verbracht hatte. Das Mädchen, das damals bitterlich geweint hatte, als seine Familie wegzog.

Natürlich hatte Simon überlegt, April zu sagen, dass er sie schon kannte, seit sie zur Welt gekommen war, aber keiner der Momente erschien ihm als richtig und passend. Daher hatte er entschieden, sie auf eine andere Art daran zu erinnern...

# NOVEMBER - Autumn Letters

## Informationen:

**Thema:** November

**Autor:** abgemeldet

**Fandom:** Eigene Serie

**Wortzahl:** ~ 2.600 Worte

--

## Autumn Letters

Auszüge aus Briefen an James Finns  
von Mary Jayson

### James Finns

*12 Chesterfield Rd*

*Brentford, London*

*Greater London W4 3HG*

*United Kingdom*

### 5. November

[...] Und mein Herz schlug hoch, als ich seinen Namen hörte. Theos Namen. Ich wusste sofort, dass wenn er hier war, du nicht weit sein konntest und dieser Gedanke ließ Gefühle in mir hochsteigen, die ich kaum erklären kann, es ist wie ein Hoch nach einem langen Tief, es fühlt sich an wie Schweben – ich schwebe James, ich schwebe – und du bist der Grund dafür. Ich konnte die Bar, in der ich die letzte Stunde mit Megan und ihrem Freund verbracht habe, nicht schnell genug verlassen. Wir haben uns nur spärlich begrüßt, ich kann nicht leugnen, dass ich nicht etwas enttäuscht war, aber ich verstand schon, du musstest dich zu allererst um Theo kümmern – der wie immer hoffnungslos betrunken an einer Hausmauer lehnte und sich mit einem der Türsteher stritt – er ist immerhin dein bester Freund.

Gemeinsam wollten wir uns auf den Weg machen in eine andere Bar, du bist mit Theo vorangegangen und ich blieb noch zurück und musste auf Emma warten, die mit einem Jungen losgegangen war, um Zigaretten zu besorgen. Heimlich habe ich gehofft, dass du dich umdrehst, James – mir war egal, dass Theo an deiner Schulter hing, als wärst du sein Fels in der Brandung – und du warten würdest. Du hast es nicht getan. Ich wartete mit Elisabeth auf Emma. Und du warst nur noch ein dunkler Fleck am Ende der Straße. [...]

Als ich die Bar betrat, sah ich dich mit diesem Mädchen – du hast ihr eine Zigarette angezündet, ich konnte nicht verstehen, was du mit ihr geredet hast, »*Wer war sie?*«, wollte ich jemanden fragen, »*Warum ist sie bei dir?*« Und ich nicht? – und wandte

meinen Blick einfach ab. Ich war eifersüchtig. Bin es jetzt noch. Auf das blonde Mädchen mit der Zigarette, zu der du dich runtergebeugt hast, damit du sie besser verstehst, ich erinnere mich noch an ihr dummes Lachen und wie sie dich angesehen hat, diese blöde Gans. Alles habe ich in diesem kurzen Moment in mir aufgesogen. Oh Gott. Warum passiert das mir? [...]

Später saßen wir gemeinsam an einem Tisch, du hast mir Theos Sachen anvertraut, die du ihm weggenommen hast, denn Theo machte oft unüberlegte Sachen mit seinem Handy –rief Freunde an, die bereits tief und fest schliefen, schrieb SMS mit hunderten von Fehlern, sodass sie kaum zu entziffern waren – und vor allem mit seinem Geld. Du hast gesagt, dass du schnell weg musstest. »Zu ihr?«, wollte ich nachhaken, doch ließ es bleiben, lachte nur und sagte: »*Natürlich.*«

Du hast gelächelt. Ich musste auch lächeln. »*Ach, du bist so lieb, Mary. So lieb*«, hast du gesagt und bist verschwunden. [...]

Ich schreibe dir das hier, weil ich will, dass du dich erinnerst. Warum? Weil ich das Gefühl habe, dass du es nicht kannst. Erinnerst du dich, wie meine Stirn deine berührt hatte und wir miteinander herumalberten und lachten? »*Du bist so lieb, Mary.*«, hast du gesagt, James. So lieb. Und was jetzt, James? Weil ich denke, dass du auch lieb bist. Ich denke, dass ich dich *lieb* habe. Ich glaube, dass ich mich in dich *verliebe*. **Und du?**

Hast du mich auch *lieb*?? *Verlieb*st du dich gerade in mich?

Oder  
bin  
ich  
einfach  
nur

LIEB.

[...]

## **Ende des Briefes des 5.Novembers**

**James Finns**  
*12 Chesterfield Rd*  
*Brentford, London*  
*Greater London W4 3HG*  
*United Kingdom*

**12. November**

Liebster James.

Ich liebe dich. Ich liebe dich! Ich liebe dich so sehr. Und so. Und noch viel mehr! Ich will dich stundenlang umarmen, mich in deiner Halsbeuge verstecken und an dir riechen. Du riechst so gut. Wie der Herbst. Ich möchte deine Hand nehmen und sie nie wieder loslassen, während wir durch den Park in der Nähe deines Hauses spazieren gehen – ich will, dass es jeder sieht! – und wenn wir abends weggehen, will ich, dass du mich an die Wand einer Hausmauer drückst und mich so lange küsst, bis ich keine Luft mehr bekomme und lachen muss, ich versuche dir zu sagen, dass du aufhören sollst – Stopp! – aber du hörst nicht auf, lächelst mich nur verschmitzt an und beginnst von neuem mich zu küssen. Mir wird ganz warm. Du hältst den ganzen Abend meine Hand, das Mädchen mit der Zigarette ist da und sieht uns an, sieht, dass wir zusammen sind und nimmt es hin, wie es ist.

Ich will ihr nichts Böses. Solange du mich küsst und sie nicht ansiehst.

In meinen Träumen habe ich dich schon so oft geküsst. In meinen Träumen. Und wenn ich morgens aufwache und mir bewusst wird, dass es wieder ein Tag sein, an dem ich dich nicht sehen würde, will ich wieder zurück ins Bett um wenigstens weiter träumen zu können. Ich blicke auf mein Telefon und hoffe auf eine Nachricht von dir. Nichts. Ich schalte den Computer an und checke meine Emails. Nichts. Ich warte. Noch immer nichts. Die ganze Woche nichts.

Bis Freitag. Oder manchmal Samstag. Die Hoffnung dich beim Ausgehen wieder zusehen. Aber die Gewissheit habe ich nie. Ich habe deine Nummer. Ich rufe dich nie an. Ich kann dir nicht sagen, was ich fühle, James. Deswegen schreibe ich dir.

Alles Liebe, James. Ich liebe dich. Heute wie gestern. Heute wie morgen. Heute wie jetzt gerade in diesem Augenblick, in dem mein Herz schlägt. Ich schwebe, James. Wenn ich die Augen schließe.

*Deine Mary*

## **Ende des Briefes des 12.Novembers**

**James Finns**

*12 Chesterfield Rd*

*Brentford, London*

*Greater London W4 3HG*

*United Kingdom*

## **20.November**

[...] dann hatte ich dieses Kleid an, in das ich heute vermutlich nicht mehr rein passe,

es war damals schon unglaublich eng und im letzten Jahr habe ich ungefähr drei Kilo zugenommen, aber das interessiert dich vermutlich nicht. Nein, das interessiert dich bestimmt nicht, James, tut mir furchtbar leid! Ich weiß nicht, was über mich gekommen ist, es ist nur manchmal vergesse ich beim Schreiben dieser Briefe, dass sie an dich gehen sollen. Tut mir Leid, James. Ich liebe dich! Auf jener Feier habe ich es das erste Mal gespürt. Wir sind nebeneinander gestanden und haben irgendein Spiel gespielt – keine Ahnung mehr was es war – du hast dich plötzlich umgedreht und hast mich... *auf die Wange geküsst*. Ich bin mir sicher, dass du meine Lippen getroffen hättest, hätte ich mich nicht auch für einen kurzen Moment bewegt und deine Wange getroffen. So ein Dilemma! Hätten wir uns damals geküsst, wäre heute vielleicht vieles anders. Besser. Einfacher? Wir waren beide betrunken. Du wahrscheinlich – seien wir ehrlich – mehr als ich. Ich konnte mich am nächsten Morgen an dieses Ereignis erinnern. Letzten Herbst. Elisabeths Geburtstagsfeier im November. Ich kann mich heute noch daran erinnern.

Und kannst du es? Weil du musst wissen, dass ich dich liebe. Ich muss es dir sagen. Ich liebe dich! Ich liebe dich. Ich. Liebe. Dich. [...]

Manchmal glaube ich, dass du nur mit mir sprichst, wenn du betrunken bist. Ich weiß, dass du gerade lachst. Lach nicht! Ich meine das todernst. Oder ist es umgekehrt? Rede ich nur mit dir, wenn ich betrunken bin? Vielleicht. Aber ich habe zu große Angst davor, was du von mir und vor allem über mich denkst, ich bin dann nicht locker genug und gebe lauter wirres Zeug von mir, aber wenn ich etwas getrunken habe, geht so vieles einfach... *leichter*. Ich mache mir keine Gedanken mehr über diese Dinge. Du lachst schon wieder, nicht wahr? Na gut, ich gebe zu, ich bin vermutlich nicht besonders in der Lage zu denken, wenn ich zu viel Alkohol konsumiert habe, aber nicht nur ich! Du doch auch. Wir beide. James, ich... [...]

Weißt du, ich habe angefangen diese Briefe zu schreiben um ein Geständnis abzuliefern. Nicht unbedingt für dich. Ja, natürlich, sind die Briefe an dich adressiert, deine Adresse – ich kann sie bereits auswendig – steht auf allen geschrieben. Jeder von ihnen besitzt eine eigene Briefmarke, die fertigen sind bereits zugeklebt, aber abgeschickt habe ich sie nicht. Ich werde es auch nicht tun. Helen hat dir einmal einen Liebesbrief geschrieben, ihr wart gute Freunde und du hast ihre Gefühle nicht erwidert und ihr hattet eine Zeit lang Probleme euer freundschaftliches Verhältnis aufrecht zu erhalten. Natürlich, weiß ich, dass ihr damals erst dreizehn wart! Na und? Ich will diesen Fehler nicht begehen. Ich will nicht, dass wir unsere Freundschaft – obwohl, nicht einmal das kann ich unser Verhältnis wirklich nennen, oder? – aufs Spiel setzen. Das letzte Mal habe ich dir im Sommer geschrieben – vor Monaten! – und selbst das – eine Einladung zu einem Nachmittag am See mit unseren Freunden – hat mich viel Überwindung gekostet. Ich habe Angst vor dir, James. Weil du mir so viel bedeutest. Und ich wollte das lange nicht wahrhaben.

Du bist ein Freund von meinen Freunden, weißt du? Es ist komisch. Wenn wir eine Zeit lang zusammen wären, wären wir glücklich. Und wenn wir wieder auseinander gehen würden, würden all diese gemeinsamen Freunde zwischen uns stehen. Es wäre dann wie bei Elizabeth und Frank. Man musste sich für eine Seite entscheiden, egal wie oft jeder behauptete, er wäre noch mit beiden befreundet, es stimmte nicht, war schlichtweg gelogen. So funktioniert das nämlich alles nicht. Es mag dumm, voreilig, ja

schlichtweg paranoid klingen, dass ich mir schon Gedanken darüber über unsere Trennung mache, obwohl wir nicht einmal annähernd zusammen sind. Aber ich bin so, wie ich bin, James. Ich weiß nicht, ob ich das Risiko eingehen kann, Freunde zu verlieren, die sich zweifelsohne im Fall unserer Trennung für dich entscheiden würden. Oh Gott, wie das klingt! Ich hab dich noch nicht einmal (wirklich) geküsst! Und schon kommt so was von mir. Ich weiß, was du jetzt sagen würdest. »*Ach, du bist so lieb, Mary.*« Ha! Will ich aber nicht sein!

*haha*

*hahahahaha*

*hahahahahahahahahahaha*

Das ist doch alles Schwachsinn, was ich hier mache. Morgen sind diese Briefe weg. Was schreibe ich überhaupt- (*nicht entzifferbar*)

## **Ende des Briefes des 20.Novembers**

Ende der Auszüge aus den Briefen an James Finns

## **21.November**

Ein kühler Wind wehte durch ihr Haar, als sie den Weg von der Subwaystation nach Hause bestritt. November war ein kalter – regnerischer, aber vor allem kalter – Monat. Mary mochte ihn trotzdem. Wenn sich die Blätter verfärbten und langsam vom Baum fielen und die Temperaturen sanken, sodass man sich an besonders kalten Tagen nichts sehnlicher als einen warmen Tee und eine kuschelige Decke herbeiwünschte. November. Der Vorbote des Winters.

Sie betrat ihr Haus. Es war Mittwoch. Viel zu lange bis Freitag. Gestern hatte sie ihren letzten Brief an James Finn geschrieben – ihre erste wahre, große Liebe, ihr Seelenverwandter und ihre Obsession seit ungefähr einem Jahr – und hatte ebenso am Tag zuvor beschlossen sie alle auf einmal zu vernichten. Am besten verbrannte sie sie, denn der Müllkorb – so hatte sie heute in der Schule überlegt – war kein sicherer Ort. Ihre Schwester könnte die Briefe finden. Oder noch schlimmer: ihr jüngerer Bruder. Sie schüttelte ihren Kopf und wollte gar nicht daran denken, was diese Situation für Konsequenzen mit sich bringen würde. »Mum, ich bin zu Hause!« Mary erwartete keine Antwort, sie machte ihre Präsenz eher aus Gewohnheit bekannt, denn sie wusste, irgendwo im Haus konnte sie ihre Mutter - die erleichtert war, dass ihre Tochter erneut wohlbehalten aus der gefährlichen Großstadt nach Hause zurückgekehrt war – hören. Bevor sie jedoch die Treppen nach oben in ihr Zimmer erklimmen konnte, entschied sie sich, einen Abstecker in die Küche zu machen, um sich etwas zu Essen mitzunehmen. Ihre Mutter stand dort und kochte bereits das Mittagessen - Nudeln mit irgendeiner Soße – was das Essen betraf, war sich jeder in der Familie einig: Hauptsache schnell, einfach und gut. »Hey Mum, wie war dein Tag?«,

fragte Mary ihre Mutter und griff nach einem Apfel, der in der Obstschale am Fenster lag, vor dem jene stand. »Ganz okay«, meinte diese, als sie konzentriert das Gemüse für die Soße zubereitete. »Ich war einkaufen. Habe deinen Bruder ins Fußballtraining gebracht und einen Abstecher zu Post gemacht.« Marys Stirn kräuselte sich nachdenklich, als sie in den Apfel biss und genüsslich den Saft aufsog. »Warum zur Post?«, hakte sie nach. »Na«, begann ihre Mutter, sah ihre Tochter kurz an, als wäre es die offensichtlichste Sache der Welt. »Wegen deinen Briefen.«

Mary ließ den Apfel fallen. Ihr wurde Schwarz vor Augen. »Mary? Alles in Ordnung? Ich habe die Briefe an diesen James weggeschickt. Sie lagen doch auf deinem Schreibtisch, frankiert!« Sie horchte ihre Mutter nicht mehr zu, sondern rannte aus der Küche – aschfahl im Gesicht – raus auf die Straße. Es hatte zu regnen begonnen.

Nichts konnte ihr gleichgültiger sein. Sie rannte.

## **22.November**

Gestern hatte sie sich eine Erkältung eingeholt, als sie zur Post gerannt war um zu versuchen die Briefe, die sie die letzten Wochen an James geschrieben hatte, aufzuhalten. Doch der Postbeamte konnte ihr nur schlechte Nachrichten überbringen: Die Briefe waren bereits auf dem Weg, da sie gerade noch rechtzeitig abgeliefert worden waren. Er fragte außerdem besorgt nach ihrem Wohlbefinden, doch sie winkte nur ab und machte sich langsam – jede Bewegung schien schwerfällig, sie fühlte sich wie in Trance versetzt – auf den Weg nach Hause. Sie wechselte mit ihrer Mutter kein Wort. Es hatte ja doch keinen Sinn, ihre Situation zu erklären. Am liebsten würde sie für immer in ihrem Bett bleiben.

Doch an diesem Tag wusste Mary nicht,  
dass ein Brief von einem gewissen  
**James Finn**  
geschrieben und  
bereits am nächsten Tag abgeschickt werden würde.

**Mary Jayson**  
*20 Claremont Road*  
*London*  
*Greater London N6 5BY*  
*United Kingdom*

Liebe Mary,

Als ich deine Briefe erhielt, wusste ich nicht, was ich davon halten sollte (Mary stockte der Atem, als sie seine schnörkelige Schrift las). War das ein Scherz? (Mary schüttelte kräftig ihren Kopf) Weil ich finde nicht, dass man darüber scherzen sollte. (Mary nickte). Ich erinnere mich an das Mädchen mit der Zigarette. Ich erinnere mich an Theo. Ich erinnere mich an dich und an deine Stirn, die sich an meine drückte. (Marys Herz begann zu pochen) Ich erinnere mich an Elizabeths Geburtstagsfeier und den fast-beinahe Kuss – solche Wörter zu schreiben ist furchtbar eigenartig, aber ich denke, wahrscheinlich noch immer besser, als darüber wirklich zu reden - und war überrascht, dass du dich an ihn erinnerst.

Ich wusste nicht, dass du so empfindest. (Mary schossen Tränen in die Augen) Weil, wenn ich es gewusst hätte, wäre wahrscheinlich vieles anders. Du hast recht. Es ist viel einfacher einen Brief zu schreiben, von dem man nicht glaubt, dass ihn ein anderer jemals liest. Ich kann mir gar nicht vorstellen, dass du ihn gerade wirklich liest. Sitzt du auf der Couch im Wohnzimmer? In der Küche? Oder in deinem Schlafzimmer auf dem Bett?

Mary. Was ich dir eigentlich sagen will – um nicht weiterhin um den heißen Brei herumzureden, weil den Scheiß braucht keiner (Mary lachte, denn so etwas konnte nur er in einen *Brief* schreiben) – ich mag dich. Du bist wirklich *lieb*. Das meine ich so. Nicht anders. Lieb wie in Liebe. Ich glaube, ich verliebe mich in dich. Scheiße, wie das auf Papier aussieht.

Ich hoffe, ich sehe dich Freitagabend. In der Bar. Diesmal werde ich auf dich warten – Scheiß auf Theo – und nicht mehr dieser Fleck am Ende der Straße sein.

Ja, so beende ich meinen Brief tatsächlich, Mary. (Mary weinte und lachte und sprang in die Luft, den Brief in der Hand, so dass sie die letzten Zeilen erst viel später las, denn sie machte sich sofort bereit für den Abend) Ich warte auf dich.

Alles Liebe,

*Dein James*

**P.S** *Ich liebe dich auch.*

Wenn die Blätter von den Bäumen fallen und es langsam Zeit für einen warmen Tee und eine kuschelige Decke wird, dann kommt die Zeit, in der Mary Jayson an ihre

Briefe denken muss, die sie einst im November geschrieben hat. Und wenn es kurz davor ist, Winter zu werden, die Temperaturen sinken und die eisige Luft langsam den Schnee mit sich bringt, so liegt sie an jenen Nächten zufrieden in einem Bett, der Briefempfänger stets an ihrer Seite.

**|Fin|**

## 20. NOVEMBER - Totensonntag

### Informationen:

**Thema:** Totensonntag, 20.11.

**Autor:** SailorTerra

**Fandom:** Eigene Serie

**Wortzahl:** ~ 800 Worte

--

### Toten Sonntag

*Kein gut und böse zu richten am Ende  
Weder Gott noch Teufel fiel die Welt in die Hände  
Leben und Tod teilen alles unter sich auf  
Und so nahm diese Geschichte ihren Lauf*

Es war kurz vor Null Uhr. Gleich würde Sonntag sein... Totensonntag. Shinda stand in der dunklen Halle und bewunderte den pompösen Schmuck im Mondlicht. Die großen Girlanden und die Blumengestecke mit weißen Lilien wirkten gespenstisch in dem fahlen Licht. Alles war vorbereitet. Noch vor einem Jahr hätte sie sich das hier nicht in ihren kühnsten Träumen vorstellen können.

Vor einem Jahr...

Die Straßen waren geschmückt. Überall waren Kerzen aufgestellt und an einigen Straßenecken standen Gestalten in schwarzen Kutten, hoben zum Gruß der Passanten regelmäßig ihre Sensen und verteilten Flyer für die neuste Sargmode.

Es war wieder einmal so weit. Totensonntag. Der Tag, an dem die Menschen feierten, dass der Tod ihnen die Möglichkeit gegeben hatte zu sterben und somit auch zu leben. Er machte sie damit alle ein Stück weit gleicher. Denn egal wer, man lebte und starb irgendwann. Er hatte Ihnen ein Ende aus der Ewigkeit gezeigt.

Kleine Kinder liefen mit großen Lutschern in Form von Schädeln rum oder Lebkuchenherzen mit Aufschriften wie „Ruhe sanft“ oder „R.I.P.“ durch die beleuchteten Gassen.

Es war Shindas liebster Feiertag. Sie war zwar kein Mensch, der gern dekorierte oder gar ihre Zuneigung zu diesem Tag in sinnlosem Konsum ausdrückte, aber sie liebte diesen Feiertag. Die Menschen rückten wieder näher zusammen und waren an dem Tag ein Stück gleicher... denn sie alle würden irgendwann sterben.

Trotzdem führten Shinda ihre Schritte nicht zu einer der großen Feiern, sondern nach Hause in ihre einsame Wohnung. Im halbdunkeln schlich sie durch ihren Flur ins Wohnzimmer und entzündete die einsame Kerze auf ihrem Wohnzimmertisch. Der Ständer war die einzige Dekoration, die an diesen Tag erinnerte. Aber auch das war

eher Zufall. Die kleine Statue vom Sensenmann in seinem Gewand mit der Kerze anstelle der Sense in der Hand stand das ganze Jahr über auf diesem Tisch.

Gedankenverloren strich Shinda die Konturen der Kutte mit ihren Fingerspitzen nach. Ungewollt legte sich ein sanftes Lächeln auf ihre Lippen. Als sie klein war, hatte man ihr immer die Legende von dem Mann oder eher Wesen erzählt, dass die Menschheit erlöst hätte. Irgendwann später, als sie in der Schule war, fand sie heraus, dass das alles nur ein Märchen war. Die Menschen waren nie unsterblich gewesen. Ansonsten hätte man davon doch viele Aufzeichnungen gefunden, war eines der großen Argumente gegen die Existenz des Todes.

Shinda sah dies etwas anders. Wenn die Menschen wirklich irgendwann unsterblich gewesen waren, wieso hätten sie es aufschreiben sollen? Niemand wäre davon ausgegangen, dass etwas für die Nachwelt erhalten bleiben müsste... denn es gab ja keine Nachwelt. Diese Überlegung wurde grundsätzlich von allen verlacht. Also hatte Shinda aufgehört darüber zu diskutieren. Es reichte ihr, wenn sie noch daran glauben konnte. An den großen Retter der Welt.

„Mortis...“, flüsterte sie ihren Kosenamen für ihn in die Dunkelheit der Wohnung.

„Shinda...“, flüsterte irgendwas zurück, was sie nicht wahrnahm. Es war als hätte etwas Tonloses ihren Namen geflüstert. Sie hatte es nur gefühlt, nicht gehört.

„Shinda...“

War sie eingeschlafen und träumte das gerade? Oder wurde sie vielleicht einfach nur verrückt?

„Ja?“, fragte sie zurück, nicht in der Erwartung eine Antwort zu bekommen.

„Glaubst du wirklich an mich?“

Diese tonlose Stimme war so warm, dass sie nur einem hören konnte.

„Ja...“

Ihr war, als würde eine unsichtbare Hand ihre Haare beiseite schieben und sanft über ihre Wange streichen.

„Du bist die Einzige auf der Welt, die noch wirklich an mich glaubt.“

Diese Information hätte sie schockieren sollen, aber sie war innerlich gerade ruhig – besorgniserregend ruhig.

„Ich werde der Welt beweisen, dass es mich gibt. Und ich möchte das du mir hilfst.“

Sie wollte antworten, aber ihr Körper gehorchte ihr nicht mehr.

„Du sollst mein Wort in alle Länder tragen. Von heute an wird ein Jahr lang kein Mensch sterben. Und dann... werde ich auf die Erde zurückkehren.“

„Ja...“ Mehr brachte sie nicht heraus.

Eigentlich hatte sie tausend verwirrte Fragen in ihrem Kopf, aber war gerade nicht in der Lage sie zu formulieren.

Die Wärme verschwand wieder, es wurde still.

„Mortis?“

Keine Antwort.

„Mortis!“ Sie wartete ein paar Sekunden: „Mortis! Warte!“ Ihr Flehen ging in dem leeren, dunklen Raum unter.

Am nächsten Morgen war ihr all das wie ein Traum erschienen. An dem darauf folgenden Morgen auch noch. Und dann hörte sie die ersten Meldungen, dass Menschen eigentlich tödliche Unfälle überlebt hätten. Nach einer Woche kamen Meldungen auf, dass es in diversen Großstädten keine Beerdigungen gegeben hätte. Es brauchte noch zwei weitere Wochen bis Shinda ihren Mut zusammennahm und einen Brief an TV-Sender und Zeitungen schrieb, dass der Erlöser wiederkommen

würde.

Natürlich glaubten ihr auch jetzt noch, nach einem Jahr ohne einen Tod, viele Menschen nicht, aber das spielte keine Rolle. Sie mussten nicht an ihn glauben, um das Geschenk der Endlichkeit zu erhalten.

Der zwölfte Schlag der Uhr verstummte. Es war wieder Totensonntag. Die leere Halle schien sich mit etwas Nicht-Greifbarem zu füllen. Wärme umfing sie.

„Mortis?“

„Ja...“

# DEZEMBER

**Informationen:****Thema:** Dezember**Autor:** Chimi-mimi**Fandom:** Eigene Serie**Wortzahl:** ~ 1.300 Worte

--

## Dezember

Fasziniert betrachtete Freya die Wolkengebilde, die ihr Atem verursachte, und vergaß dabei ganz, dass sie eigentlich den Schnee wegschippen sollte. Schon als Kind hatte es sie fasziniert, dass sie mit ihrem Atem Wolken machen konnte und diese Faszination daran hatte sich bis heute gehalten, auch wenn sie in der Zwischenzeit wusste, warum dies geschah.

Sie mochte den Winter, den ersten Schnee, die Atemwolken, die Kälte, sie schippte sogar gerne Schnee, liebte es, das Auto vom morgendlichen Eis zu befreien und konnte stundenlang durch die Wiesen und Wälder spazieren, egal, wie kalt es war.

Seufzend riss sie sich von den Wolken los, um sich auf ihre Schneeschaukel und die weiße, schon durch viele Fußstapfen durchzogenen Schneedecke zu konzentrieren. Schnee rauf, Schnee runter, Schnee rauf, Schnee runter. Freya mochte die Routine, die Eintönigkeit, die sie damit verband. Dabei konnte man so richtig schön entspannen und den Gedanken freien Lauf lassen. Als Kind hatte sie sich dabei immer ausgemalt, dass eines Tages eine wunderschöne Eisfee erscheinen würde und sie auf ein Abenteuer mitnehmen würde... jedoch nicht eine Eiskönigin, die fand sie schon von jeher gruselig und überhaupt nicht zu ihrer Lieblingsjahreszeit passend.

Glücksend schob Freya den Schnee zusammen, denn sie hatte im Fenster des Hauses gegenüber Leila entdeckt, die sie, dabei in eine dicke Decke eingemummelt, beobachtete. Ihre Nachbarin und zugleich beste Freundin war ihr komplettes Gegenteil: Sie verabscheute die Kälte, das gleißende Licht der Sonne auf dem Schnee und den Winter im Allgemeinen. Leila fror selbst im Haus, allein schon aus Protest gegen die Temperaturen draußen. Momentan hatte sie unter der Decke sicher eine Wärmflasche, neben sich einen dampfenden heißen Tee sowie die dicksten Fleecekleidungsstücke, die es zu kaufen gab, da war Freya sich hundertprozentig sicher, als sie ihrer Freundin fröhlich winkte.

Als ihr Handy in der Jackentasche zu vibrieren begann, verdrehte sie kurz die Augen, bevor sie abnahm: „Komm doch raus.“

„Nie im Leben. Es ist kalt!“, erwiderte Leila und Freya konnte ihren empörten Blick geradezu auf sich spüren.

„Warum rufst du mich an? Du bist zehn Meter von mir entfernt...“

„Ich wollte dich nur fragen, ob du irre bist. Du bist schon seit zwei Stunden in dieser eisigen Kälte, du wirst dir noch den Tod holen.“

„Bisher ist mir nicht kalt, ich hab ja eine Menge zu tun.“ Das war wahr, denn ihre

Familie hatte einen ziemlich großen Hof, auf dem man eine Weile beschäftigt war – nicht dass Freya das sonderlich gestört hätte.

„Du wirst erfrieren“, wenn Leila sich einmal zu etwas entschlossen hatte, dann gab sie nicht auf, und grausame Vorstellung über das Sterben im Winter war eines ihrer Lieblingsthemen. „Du wirst müde, dann schläfst du ein und ganz langsam werden dich die weißen Klauen des Todes an sich reißen!“

Freya musste ein Kichern unterdrücken, manchmal konnte ihre Freundin ziemlich melodramatisch sein, insbesondere um diese Jahreszeit.

„Wenn du mich nicht vom Schneeschippen abhältst, werde ich sicherlich nicht einschlafen und somit auch nicht erfrieren.“

Doch Leila war dieser Logik nicht zugänglich: „Komm zu mir und wärm dich auf. Ich hab Apfelzimttee gemacht und diesen komischen Honiglebkuchen, den du so magst.“

„Ich sollte wirklich erst hier draußen fertig machen, bevor ich zu dir komme. Und bevor der nächste Schnee kommt.“

„Freya!“

„Leila!“

„Beeil dich. Ich komme sicher nicht raus, um dich zu retten. Und wenn dir die Nase schwarz wird oder deine Zehen abfallen, ist das allein deine Schuld!“ Mit einem Tastendruck war sie weg, nicht wissend, wie sehr sie ihre Freundin amüsiert hatte, die sich nun wieder auf den Rest der Schneedecke vor sich konzentrierte. Mit neuem Schwung arbeitete Freya sich quer über ihren Hof und nach einer halben Stunde konnte sie zufrieden drei große Schneeberge und eine große schneefreie Fläche begutachten. Perfekt, anders konnte man nicht sagen.

Zufrieden brachte sie die Schneeschaufel zu den anderen Gartenwerkzeugen und wollte gerade zu Leila gehen, als diese vorsichtig angetrippelt kam.

„Wenn der Prophet nicht zum Berg kommt“, begann sie vielsagend und sah Freya vorwurfsvoll an.

„Ich war doch schon unterwegs, du Berg... oder eher Yeti. Bist du sicher, dass du nicht noch eine Jacke irgendwo übersehen hast?“ Tatsächlich sah Leila ziemlich rund aus, das komplette Gegenteil zu ihrer eigentlich so zierlichen Figur.

„Pah, Hauptsache warm.“

„Du könntest ein ganzes Flüchtlingslager mit deinen Klamotten ausstatten.“

„So dankst du es mir also, dass ich dich vor dieser Kälte, dieser grausamen Kälte rette?“ Grimmig streckte Leila ihr eine Tasse mit noch dampfender Brühe entgegen.

„Trink.“

Dankbar drückte Freya ihrer Freundin einen Kuss auf die Wange und nahm dann einen kleinen Schluck.

„Lecker.“

„Vor allem belebend. Also nichts gegen deine ungesunde Liebe zu kalten Dingen, aber eines sage ich dir: Du bist ein Mensch, du hast kein Fell, zwischendurch solltest du dich auch mal aufwärmen.“

Als Freya ihre Freundin betrachtete, die Brühe in ihren Händen, beschloss sie für sich, dass wenn es Eisfee geben würde, diese genauso aussähe wie Leila... nur die Kleidung stimmte nicht so ganz. Das blonde Haar, das feine Gesicht, die blauen Augen, die roten Wangen und der erboste Blick: Freyas Ansicht nach sollte die perfekte Fee von Eis und Schnee genauso aussehen.

„Erinnerst du dich noch an früher?“, unterbrach sie die Strafpredigt ihrer Freundin, die einfach kein Ende fand.

„An früher? Ja... aber an was genau?“

„Als du noch mit mir Schneemänner gebaut hast und den Winter noch nicht ganz so verabscheut hast.“

„Ja, klar. Ich war ganz schön leichtsinnig damals.“

„Und erinnerst du dich an die Märchen, die wir immer erfunden haben?“

„Wir? Das warst doch meistens du, ich hab immer nur zugehört. Daran erinnere ich mich genau.“ Leila vergaß ganz eine misstrauig Miene aufzusetzen und lächelte ihre Freundin an. „Mein Lieblingsmärchen war das von der Eisfee...“

*„Erzähl mir das noch mal das Märchen von der Eisfee!“, bat Leila ihre Freundin, während sie dem Schneemann liebevoll einen Schal anzog, damit er ja nicht fror. Vielleicht sollte sie auch noch Handschuhe, eine Mütze und ein Jacke besorgen. Oder Schuhe und einen Pullover? Immerhin war es so kalt...“*

*„Also gut. Es war einmal eine kleine Fee, die noch nicht genau wusste, was sie später werden würde. Denn Feen können eigentlich alles werden: Feuerfee, Wasserfee, Steinfee, Pferdefee...“*

*„Auch eine Schneemannfee?“, unterbrach Leila sie besorgt, „Dann würde der Schneemann hier vielleicht nicht frieren und sie kann sich um ihn kümmern.“*

*Genervt verdrehte Freya die Augen: „Auch eine Schneemannfee. Aber zurück zu unserer kleinen Fee. Eines Abends im Winter, sie musste sich bald für ein Ziel entscheiden, kam sie an einen kleinen, zugefrorenen See. Zuerst flog sie einfach nur vorbei, doch dann hörte sie ein Geräusch, ein leises, sanftes Singen. Neugierig flog die kleine Fee zurück, auf der Suche nach dem Sänger, aber sie konnte niemanden finden. Immer wieder rief sie nach dem Sänger, bekam aber keine Antwort. Doch dann wusste sie es plötzlich: Es war das Eis, das sein trauriges und so schönes Lied zum Besten gab. Es war das Eis, das von seinem kurzen Leben erzählte, von den Kindern, die auf ihm liefen, von den Tieren, die es überquerten, von dem Schnee, der es bedeckte, von dem Wasser unter ihm und der Luft über ihm. Die kleine Fee war so gerührt und fiel schließlich in den Gesang ein. Das war der Moment, in dem sie zu einer Eisfee wurde, ohne dass sie sich selbst darüber bewusst war.“*

*„Das ist schön. Eine Fee, die über das Eis wacht. Ich hoffe, unser Schneemann findet auch bald eine Fee, die ihn beschützt.“*

*Vertraulich kuschelte Freya sich an Leila und flüsterte ihr „Da bin ich mir gaaanz sicher“ zu, während sie beide ihr Werk betrachteten.“*

Leila rieb sich gedankenverloren an der Nase.

„Ob es wohl wirklich eine Schneemannfee gab?“ Sie hätte es dem armen Kerl gewünscht, erst musste er die Kälte ertragen, dann die Sonne – kein sonderlich schönes Leben, wenn man sie fragte.

„Auf alle Fälle gibt es eine Eisfee.“

„Hö?“

„Die Eisfee bist du“, erwiderte Freya grinsend, „Genauso habe ich sie mir immer vorgestellt.“

„Na... das passt ja wie die Faust aufs Auge.“

## 24. DEZEMBER - Heiligabend

**Informationen:****Thema:** Heligabend, 24.12**Autor:** Votani**Fandom:** Black Cat**Wortzahl:** ~ 4.800 Worte

--

### Wish List

Es war kalt und hatte vor einigen Stunden zu schneien begonnen, wie man es so wenige Tage vor Weihnachten erwartete. Vereinzelt Flocken segelten noch immer vom Firmament, während Rinslet mit Tüten beladen die bunt geschmückte Einkaufspassage entlang ging. Leise Weihnachtsmusik trillerte über Lautsprecher, die außerhalb der Läden und Boutiquen angebracht worden waren und den Abend versüßen sollten. Auch die Bäume am Straßenrand und die unzähligen Schaufenster waren mit Lichterketten und anderem Schnickschnack geschmückt worden. Etwas anderes hatte Rinslet aber auch nicht von Canmart City erwartet. Die Stadt galt schließlich nicht umsonst als die Weihnachtsstadt. Gerade der Tourismus boomte in den Wintermonaten. Kein Wunder, dass Rinslet fast eine halbe Stunde in der Warteschlange an der Kasse gestanden hatte. Länger noch, hätte sie den Frauen vor sich nicht von diesem unglaublich preiswerten Kaschmirschal erzählt, der auf der anderen Seite des Ladens in diesem Moment angeboten wurde.

Rinslet summte gutgelaunt vor sich hin, als sie einer Gruppe Teenager auswich und die Straße überquerte. Zwischen all dem Trubel um sie herum, wäre sie beinahe an ihrem Hotel vorbeigelaufen. Zum Glück war es nicht mehr weit, denn ihre Finger waren längst taub dadurch, dass sie vier Tüten mit sich herum trug. In jeder befand sich die feinste Kleidung, die nun, da im Winter alle dicke Jacken und lange Hosen trugen, spottbillig heruntergesetzt worden waren. Ein richtiges Schnäppchen eben! Das waren ihre Weihnachtsgeschenke an sich selbst, denn die hatte sie sich wahrlich verdient. Dieses Jahr war ein einziger Erfolg gewesen und ihre Aufträge waren ohne jegliches Dilemma über die Bühne gegangen. Sie war eben Rinslet Walker, die berühmte Auftragsdiebin, der so schnell niemand etwas vormachen konnte!

Als die automatische Tür sich öffnete und die Lobby preisgab, war es als ob Rinslet gegen eine Wand lief. Stickige Wärme kam ihr entgegen, als sie in die riesige Empfangshalle des Hotels trat. In seiner Mitte war ein überschmückter Weihnachtsbaum aufgestellt worden, der mindestens zweimal so groß war wie Rinslet selbst. Sie schritt um ihn herum zum Aufzug herüber, an dem schon eine alte Dame wartete. Genauso wie draußen herrschte auch hier reges Treiben, während Weihnachtsmusik plärrte. Es war überall dasselbe. Dieser ganze kitschige Kram zerrte sogar an Rinslets Nerven, obwohl es mit den Tüten und ihrem Inhalt schwer war,

schlechte Laune zu haben.

„Miss Braselton?“, rief eine tiefe Stimme von der Anmeldung herüber. „Miss Braselton!“

Rinslet blinzelte ein, zweimal verwirrt, ehe sie sich umdrehte und den Mann im Anzug musterte. Bei so vielen Decknamen kam es schon mal vor, dass man sich nicht angesprochen fühlte.

„Was gibt es?“, fragte sie, als sie zu ihm herübertrat. Ein paar Gäste waren am Einchecken, weshalb er sie etwas abseits an dem breiten Holztresen empfing.

„Die Störung tut mir leid“, begann der Hotelangestellte, „aber ein Brief wurde für sie hinterlegt, als sie fort waren.“

Nun runzelte Rinslet doch die Stirn. „Was für ein Brief? Ich erwarte nichts.“ Es wusste noch nicht mal jemand, dass sie sich in Canmart City befand. Zumindest niemand außer Train, Sven und Eve, denen sie praktisch hinterher gereist war, um ihnen nach den Feiertagen einen Businessdeal vorschlagen zu können. Allerdings hatten die ihre Handynummer und dass Train wusste wie man einen anständigen Brief verfasste, konnte Rinslet sich nur schwer vorstellen. Ganz im Gegenteil, alleine der Gedanke daran war lächerlich.

„Ein Mann – in seinen Zwanzigern, wenn ich schätzen müsste – hat ihn vorbeigebracht“, erwiderte der Angestellte und zuckte beinahe hilflos mit den Schultern. Anschließend hielt er Rinslet einen weißen Umschlag entgegen. Er war unbeschriftet, bemerkte sie, als sie ihn umständlich entgegen nahm und hin und her drehte. Seltsam. Von wem sollte der sein?

„Danke...“, murmelte sie, als sie nachdenklich zu den Treppen schlenderte, da der Aufzug sich gerade hinter der alten Dame geschlossen hatte. Ihre Suite lag sowieso im zweiten Stock, was eigentlich kein Beinbruch war, obwohl sie genug Geld in diesem Luxushotel lassen würde, um auf einen Fahrstuhl bestehen zu können.

Angenehme Ruhe begrüßte Rinslet, als sie ihre Hotelsuite betrat. Keine Weihnachtsmusik mehr, obwohl die Melodie von einem Rinslet auch weiterhin als Ohrwurm begleitete. Genervt stellte sie ihre Tüten in dem kleinen Flur ab, ehe sie sich aus ihren Stiefeln und ihrer Jacke schälte. Der Brief blieb auch weiterhin in ihrer Hand und mit ihm ließ sie sich kurz darauf auf der Couch des kleinen Wohnzimmers nieder. Dieser stand mit einem Glastisch neben dem überdachten Balkon.

„Er ist nicht mal versiegelt“, entwich es Rinslet, als sie den Umschlag genauer unter die Lupe nahm. Im Inneren steckte ein kleiner Zettel, den sie herauszog. Die geschwungene Handschrift informierte sie jedoch über die Identität des Absenders. Konnte man ihn überhaupt einen Absender nennen, wo er den Brief doch lediglich abgegeben hatte?

„Hey, Rins, du bist gerade shoppen, aber ich wollte dir schon mal meinen Wunschzettel überreichen. Ein Abendessen für zwei in deiner Suite. Ich stehe am 24. um sechs Uhr vor deiner Tür. Jenos“, las Rinslet halblaut vor und ihre Augenbrauen zogen sich zu einem krischen Ausdruck zusammen. „Ist das sein Ernst?“ Mit der Hand schlug sie sich vor die Stirn, ehe sie den Kopf schüttelte. „Natürlich ist das Jenos' Ernst, warum frage ich überhaupt? Aber wenn er denkt, dass er sich einfach bei mir zu Weihnachten einladen kann, dann hat er sich gewaltig geschnitten! Soll er nur kommen und vor der verschlossenen Tür stehen, dieser Mistkerl!“ Damit zerknüllte sie den Brief und warf ihm gezielt in den Mülleimer in der Ecke.

Es war genau sechs Uhr, als es am Weihnachtsabend an ihrer Tür klopfte. Rinslets Augen blieben auch weiterhin an ihrem Spiegelbild kleben. Das Kleid, das sie trug, war violett wie ihr Haar und aus feinsten Seide gemacht. Es hatte sie ein kleines Vermögen gekostet, aber Geld hatte sie auf ihren verschiedenen Bankkonten genug.

Noch einmal strich sie es glatt, ehe sie sich abwandte und das Schlafzimmer verließ. Die Suite war ins Halbdunkle getaucht und die kleine Kochnische und der gedeckte Tisch waren nur von einer kleinen Lampe erhellt. Rinslet konnte noch immer nicht ganz glauben, dass sie tatsächlich Jenos' dreisten Wunsch nach einem Abendessen mit ihr erfüllte. Eigentlich hätte er sie ausführen sollen, denn so machte das ein richtiger Gentleman nun mal. Aber was erwartete Rinslet auch? Jenos war nun mal keiner, egal wie sehr sie es sich manchmal einzureden oder wie sehr er es vorzutäuschen versuchte. Ein Macho, ja, aber eindeutig kein Gentleman.

Seufzend näherte sie sich der Tür und zog sie mit erhobener Augenbraue auf. „Sonst bist du doch auch nicht so pünktlich“, begrüßte sie ihn ruppig.

„Sonst ist ja auch nicht Weihnachten“, erwiderte Jenos, als er sie von oben bis unten musterte und sich danach an ihr vorbei in ihre Suite schob. Mit dem Anzug, den er stets trug, und dem Schmunzeln auf den schmalen Lippen machte er seinen altbekannten Eindruck. Nur die Weinflasche in seiner Hand wirkte fehl am Platz und ließ tatsächlich einen besonderen Anlass erahnen.

„Ich hoffe, du magst Rotwein. Es ist ganz schön schwer, am Weihnachtsabend noch ordentlichen Wein in den Geschäften zu finden. Die Hälfte der Regale waren leer.“

Rinslet zuckte mit den Schultern, als sie die Tür hinter Jenos schloss. „Den hättest du dir sowieso sparen können. Oder denkst du, dass wenn der Zimmerservice hier ein richtiges Weihnachtsessen zaubern kann, sie keinen Wein im Haus haben?“

Verdutzt schaute Jenos erst sie und dann seine Weinflasche an. Anschließend wanderten seine dunklen Augen zu dem gedeckten Tisch herüber, auf dem ebenfalls eine zu finden war. Scheinbar hatte er daran wirklich nicht gedacht gehabt, was Rinslets Mundwinkel gegen ihren Willen ein Stückchen in die Höhe trieb.

„Dann müssen wir wohl beide Flaschen trinken“, fasste Jenos dann mit einem selbstgefälligen Grinsen zusammen. Dabei schlenderte er zu der kleinen Kochnische herüber, wo das Essen noch immer bedeckt stand. „Wäre ja schade, wenn wir einen verkümmern lassen würden.“

Rinslet folgte ihm langsam. „Wenn du planst mich abzufüllen, solltest du wissen, dass ich ziemlich trinkfest bin, Jenos.“

Bei Jenos Hazard war schließlich alles möglich und er sollte bloß nicht glauben, dass sie ihm abkaufte, keine Hintergedanken zu haben.

Doch dieser hob nur abwehrend die Hände. „Also, Rins, was du wieder von mir denkst.“

Kurz darauf saßen sie sich an dem gedeckten Tisch gegenüber. Der Essensgeruch hatte seit dem Entfernen der Deckel die ganze Suite erfüllt. Beide sahen sich eine ganze Weile stumm an, ehe Jenos nach der längst geöffneten Flasche griff.

„Warum hast du es gemacht?“, fragte er unschuldig, als er den Wein mit einem Plätschern in die Gläser goss.

Eines reichte er Rinslet herüber und sie zog es heran, um ihren Blick in die klare Flüssigkeit zu richten. „Was meinst du?“

Sie konnte Jenos' Blick deutlich auf ihrem Gesicht spüren. „Warum hast du, zum Beispiel, die Tür geöffnet? Oder überhaupt den Zimmerservice bestellt?“, hakte er interessiert nach und Rinslet meinte Belustigung in seiner Stimme mitschwingen zu hören. „Ich hatte viel eher damit gerechnet, dass du mich vor verschlossener Tür sitzen lässt.“

„Kein Wunder...“, murmelte Rinslet in ihr Glas hinein, ehe sie einen Schluck nahm. Eigentlich war es ihr Plan gewesen, Jenos nicht zu öffnen. Verdient hätte er es. Andererseits... hätte sie es nicht übers Herz gebracht. Mittlerweile hatte sie begriffen, dass sie sich in Jenos' Anwesenheit anders benahm als sie bei anderen Menschen. Zum Beispiel konnte sie Train und Sven ganz einfach dazu bringen nach ihrer Pfeife zu tanzen oder mit ihr zusammenzuarbeiten, obwohl das eigentlich gegen ihre Divise als Sweeper ging. Und Männer hatte sie sowieso schon immer mit ihrem weiblichen Charme leicht um den Finger wickeln können. Zumindest normale Männer, Numbers waren scheinbar ausgeschlossen. Jenos Hazard machte immer was er wollte und brachte Rinslet irgendwie immer dazu, ihm zu folgen und Dinge für ihn zu erledigen. Jenos brachte sie dazu, für ihn ein teures Weihnachtsessen auf ihre Kosten hochbringen zu lassen und ihm dann auch noch die Tür zu öffnen, obwohl sie die Festtage nicht leiden konnte. Das war sowieso alles auf Kommerz aufgebaut und die Weihnachtslieder machten auch nur melancholisch und traurig.

„Keine Ahnung“, erwiderte sie, als Jenos schwieg und sie stattdessen nur weiterhin ansah. „Vielleicht hatte ich ja Mitleid und wollte nicht, dass du den Weihnachtsabend alleine verbringen musst. Als Number hat man sicher nicht viele Freunde...“

„Verstehe.“ Daraufhin breitete sich ein Lächeln auf dem Gesicht ihres Gegenübers aus. Das überraschte Rinslet nach ihren schroffen Worten, denn es war durchschauend und sagte ihr, dass er ihren Worten keinen Glauben schenkte.

Unangenehme Hitze stieg in Rinslets Wangen und sie richtete ihre Augen auf ihren unberührten Teller. „Wir sollten essen, bevor es kalt wird. Oder bist du zum Starren hier, Jenos?“

„Wäre das denn so schlimm?“

„Iss einfach, wenn du die Tür nicht wieder von außen sehen willst!“

„Ich glaube, es hätte nur besser schmecken können, wenn du es selbst gekocht hättest, Rins.“ Mit diesen Worten wischte sich Jenos mit der Serviette den Mund ab und legte sie beiseite. Obwohl er ein großer Sprücheklopfer war, war alles was er tat seltsam elegant, musste sich Rinslet eingestehen. Es war nicht das erste Mal, dass ihr das auffiel. Allerdings musste man wohl eine gewisse Feinfühligkeit besitzen, um mit dem Excelionhandschuh umgehen zu können. Sie konnte sich noch sehr lebhaft an seine Rettungsaktion damals erinnern, als sie von Creed von der Mauer gestoßen worden war und nur dank der Silberfäden von Jenos' Waffe nicht in ihren Tod gestürzt war. Jeder andere hätte sie jedoch in ihre Einzelteile zerlegt, dessen war sich Rinslet hundertprozentig sicher.

„Schleimer“, murmelte sie, ehe sie ihr Weinglas leerte und sich erhob. „Als ob ich kochen könnte. Das ist wohl das Letzte, was man als Auftragsdiebin können muss.“ Oder sie jemals lernen würde, solange sie genug Geld hatte, um sich so etwas wie einen Zimmerservice oder Restaurantbesuche leisten zu können.

Jenos folgte ihrem Beispiel und half ihr das Geschirr wieder auf den Servierwagen zu

räumen, auf dem das Essen vorhin gekommen war. „Schade eigentlich“, erwiderte er währenddessen. „Ich kann mir dich als eine ziemlich sexy Hausfrau vorstellen. Die ein oder andere Schwangerschaft würde deinen Körper sicherlich auch nicht ruinieren. Ganz im Gegenteil, dann sind deine Brüste-“ Doch Jenos wusste es besser, als seinen Satz unter Rinslets finsterem Blick zu beenden. Stattdessen lachte er leise auf. „Schon gut, schon gut, ich habe überhaupt nichts gesagt!“  
„Das will ich auch schwer hoffen!“, zischte Rinslet zurück.

Im nächsten Moment zog sie jedoch scharf die Luft ein, als etwas Feuchtes sich über die Vorderseite ihres Kleides ergoss. Ein spitzer Schrei entfuhr ihr, als sie erkannte, dass es der Rest von Jenos' Weinglas war. Dieses hatte er buchstäblich über das feine Material ihres Kleides verschüttet.

„Sorry, Rins!“, entwich es diesem und Rinslet hätte taub sein müssen, um das Schmunzeln nicht heraushören zu können. Doch statt ihm gleich über den Mund zu fahren, sah sie stattdessen nur entsetzt an sich herunter. „Ich bin über die Teppichkante gestolpert, das musst du mir glauben.“ Noch während Jenos das sagte, hatte seine Hand nach seiner Serviette gegriffen und tastete behutsam den Rand ihres Dekolletés entlang. Als ob dieser kleine Fetzen noch irgendwas retten konnte, denn der Wein hatte sich doch schon durch die Seide gesogen und war auf Haut gestoßen.

„Tickst du noch ganz richtig, Jenos?“, fauchte Rinslet ihn an, nachdem sie sich aus ihrer Starre gelöst hatte. Gleichzeitig entriss sie ihm die Serviette und klatschte sie ihm ins Gesicht, ehe sie sich wendete. „Ah, wie widerlich das ist!“ An den nassen Stellen des Kleides zupfend steuerte sie das Schlafzimmer an. „Damit hast du diesmal echt den Vogel abgeschossen, Jenos! Weißt du wie viel Geld das Kleid gekostet hat? Der Rotwein wird garantiert Flecken hinterlassen. Wahrscheinlich kann ich es gleich in die Tonne kloppen, dank dir!“, wettete Rinslet. „Als ob ich mir nicht denken kann, dass das nicht die Teppichkante war, sondern dein übergroßes Ego über das du gestolpert bist. Sicher dachtest du, dass du mich dadurch ins Bett kriegst! Dabei solltest du mittlerweile wissen, dass ich auf deine bescheuerte Tour nicht hereinfalle – und überhaupt ist die einfach nur billig und-“

Diesmal war sie es, die ihren Satz nicht vervollständigte. Eine Hand schloss sich um ihren Arm und hielt sie davon ab, die Tür zum Schlafzimmer mit einem lauten Krachen hinter sich zuzuschmeißen. Doch es war Jenos' Körper, der sich von hinten an sie schmiegte und damit ihre Wut verpuffen ließ. Natürlich sollte sie ihn wegstoßen, denn wenn sie Jenos den kleinen Finger reichte, nahm er gleich den ganzen Arm und auch alles andere. Aber selbst Rinslet Walker wurde mal des Ankämpfens müde, weshalb sie ergeben seufzte.

„Es war vielleicht nicht der beste Trick im Buch“, gestand Jenos mit gesenkter Stimme hinter ihr, während seine Hände vorwitzig um ihre Taille wanderten, wie sie es bei ihrer ersten Begegnung getan hatten. Mit Jenos war alles eine Wiederholung der Vergangenheit, dem Gewesenen. Ob dieser sich dessen überhaupt bewusst war?  
„Aber es ist auch verdammt schwer, dir näher zu kommen.“

Rinslet verzog das Gesicht. Was sollte sie davon bitte jetzt halten? „Und deswegen kippst du mir Wein über mein Kleid?“

„Na ja... ich dachte, dass es einen Versuch wert ist“, erwiderte Jenos viel zu gelassen für Rinslets Geschmack. Um ehrlich zu sein hatte sie aber keine Lust auch noch am Weihnachtsabend zu streiten. Und hätte sich Jenos nicht dreist selbst eingeladen,

hätte sie diesen ohnehin wieder alleine verbracht. Deswegen schloss sie die Augen und drehte sich in der lockeren Umarmung zu Jenos Hazard, dem erfolglosen Frauenheld, herum und sah ihn genervt an.

„Statt deine blöden Spielchen zu spielen, hättest du mich auch einfach fragen können, ob du mich küssen kannst“, sagte Rinslet. Zum ersten Mal an diesem Abend sah Jenos verlegen drein. Auf die einfachsten Sachen kam er einfach nicht. Kaum zu glauben für eine Nummer seines Kalibers.

„Also...“, begann Jenos mit großen Augen und recht unschlüssig, „darf ich dich denn küssen?“ Ehe Rinslet zu einer Antwort ansetzen konnte, öffnete Jenos einige Knöpfe seines Sakkos und zog einen kleinen Zweig hervor. „Wenn du willst, kann ich uns auch einen richtigen Vorwand geben“, fügte er hinzu und hielt ihn Rinslet unter die Nase. „Unter einem Mistelzweig küsst man sich doch schließlich.“

„Du... bist echt bescheuert, Jenos.“ Mit diesen Worten zog Rinslet Jenos mit einer Hand an seinem Hemdkragen zu sich herunter und küsste ihn. Zum Teufel mit den Festtagen und dem Mistelzweig, die rannten schließlich nicht weg, sondern würden nachher auch noch da sein.

Jenos schmeckte nach Wein und ganz anders, als Rinslet es sich vorgestellt hatte, was den Kuss jedoch nicht schlecht machte. Obwohl er ein Macho mit einer schlechten Anmachetechnik war, so verstand er doch trotz allem etwas vom Küssen. Seine Zunge drängte sich zwischen ihre Lippen und zwei Hände rutschten von ihrem Rücken zu ihrem Hintern herunter und pressten sie näher an ihn.

Das Klingeln ihres Mobiltelefons riss Rinslet wieder in das Hier und Jetzt zurück, als würde sie aus dem Schlaf gerissen werden und feststellen, dass alles nur ein Traum gewesen war.

„Lass es klingeln...“, murmelte Jenos ihr ins Ohr, ehe seine Lippen wieder ihren Hals entlang fuhren. Und am Liebsten hätte Rinslet diesen Rat befolgt, doch je länger ihr Handy läutete, umso unentspannter wurde sie. Da hatte aber auch einer ein verdammt schlechtes Timing!

„Für dich ist das vielleicht kein Problem, aber mich stört es“, murmelte Rinslet. Sie schob Jenos von sich herunter und krabbelte aus dem Bett, aber nicht ohne auf dem Weg aus dem Schlafzimmer ihren Bademantel zu ergreifen.

Zwar vernahm sie hinter sich ein genervtes Stöhnen, doch das ignorierte sie. Sollte es sich Jenos doch selbst besorgen, wenn er es so nötig hatte.

Kurz blickte Rinslet an ihrer eigenen Gestalt herunter und war fast irritiert, als sie verstand, dass sie drauf und dran gewesen war, Jenos Hazard den Triumph zu gönnen, mit ihr zu schlafen. Für diese wenigen Minuten, in denen er es geschafft hatte, sie aus ihrem Kleid zu befreien, hatte sie es sogar gewollt. Mehr noch, als sie nur in ihrer schwarzen Unterwäsche unter ihm gelegen hatte und seine Haut an ihrer gespürt hatte. Eigentlich wollte sie es noch immer, auch wenn ihr der Gedanke an dem Morgen danach Sorgen bereitere. Rinslet war nun mal niemand, der einfach mit einem Mann ins Bett stieg und es am Morgen abhakte, als hätte es nichts bedeutet. Flirten war eine Sache, aber diese Art der Intimität war kein Spiel. Hierbei ging es um Gefühle und obwohl Jenos ihr immer beteuerte, ihr die Sterne vom Himmel zu holen, wusste sie trotzdem nicht, wie er diesem Thema gegenüber stand und ob er nicht doch, wenn er die Gelegenheit bekommen würde, mit fast jeder Frau Geschlechtsverkehr haben würde.

Kaum merklich den Kopf schüttelnd nahm sie ihr Handy vom Tisch und schaute auf das Display. Sven Vollfields Name blinkte auf und Rinslet hob die Augenbrauen. Was wollte Sven denn ausgerechnet heute von ihr?

Ein Blick über ihre Schulter versicherte Rinslet, dass Jenos noch immer auf dem Bett lag. Genauer gesagt, hatte er sich auf den Rücken gedreht, nur noch mit seiner Hose bekleidet. Er beobachtete sie stumm aus der Ferne. Alleine dieser Anblick ließ einen heißen Schauer durch Rinslets Körper fahren.

„Ich hoffe, es ist wichtig, Sven“, beantwortete sie daraufhin den Anruf, während sie sich weiter vom Schlafzimmer entfernte. So gut wie Jenos auch aussah, er musste trotzdem nicht alles mit anhören. Immerhin gehörte seine Loyalität in erster Linie Chronos und damit Sefhiria Arks, die Rinslet sowieso nicht leiden konnte. Kein Wunder, wem war schon eine Frau sympathisch, die einen mit netten, umschreibenden Worten und einem Lächeln vor aller Augen beleidigte?

Und jetzt erinnerte sich Rinslet auch wieder, warum sie überhaupt nichts mit Jenos Hazard, der Number VII, hätte anfangen sollen. Wenn es hart auf hart kam, würde sich Jenos gezwungenermaßen für Chronos und somit gegen sie entscheiden. Das konnte Rinslet ihm noch nicht einmal übel nehmen. Was wusste sie schon über Jenos' Vergangenheit? Oder über seine Gründe für den Eintritt in eine Organisation wie Chronos? Eigentlich wusste Rinslet nur, dass er gerne unter Sefhiria Arks diente und bereit war für alles, wofür sie und Chronos stand, sein Leben zu lassen. Das akzeptierte Rinslet, sorgen tat sie sich dennoch, wenn sie ehrlich sein sollte. Vielleicht war es also schon zu spät, sich über so etwas den Kopf zu zerbrechen.

„Dir auch einen schönen Weihnachtsabend, Rinslet“, begrüßte Sven sie vom anderen Ende der Leitung und riss sie somit aus ihren Gedanken. „Train hat erzählt, dass du dich im Moment ebenfalls in Canmart City aufhältst, weil du ihm mal wieder einen Vorschlag unterbreiten willst.“

„Der Typ kann aber auch nichts für sich behalten, was?“

Ein raues Lachen seitens Svens folgte. „Das musst du mit ihm klären“, sagte er anschließend. „Ich rufe eigentlich nur an, um zu fragen, ob du schon Pläne für heute Abend hast. Ist zwar etwas kurzfristig, aber... es ist Eves erstes richtiges Weihnachten und ich bin sicher, dass sie sich freuen würde, wenn du dabei wärst.“

Rinslet meinte so etwas wie Verlegenheit aus Svens Stimme heraushören zu können, was ihr ein Grinsen abverlangte.

„Wie kann ich ablehnen, wenn es dabei um die kleine, süße Eve geht!“, erwiderte sie, obwohl sie nichts lieber täte. Immerhin lag gerade ein halbnackter, wenn auch überaus dreister Kerl in ihrem Bett und wartete auf sie. Welche vernünftige Frau würde das einfach so aufgeben? Aber hierbei ging es um Eve, um Eves ersten Weihnachtsabend, seitdem Sven sie aus Torneos Fängen befreit hatte. „Stört es euch, wenn ich noch jemanden mitbringe?“

Daraufhin herrschte einen Moment Schweigen. „Nun ja,... nein, bringe wen auch immer du willst“, antwortete Sven, ehe er Rinslet die Adresse ihres Verstecks gab.

„Zieh' dich an, Jenos! Wir verbringen den Rest des Abends mit Train und den anderen“, verkündete Rinslet, als sie schließlich ins Schlafzimmer zurückkehrte. Jenos lag noch immer auf dem Rücken, setzte sich aber nun mit fragendem Blick auf. „Aber es war doch gerade so schön?“

Ihre Blicke trafen sich, als Rinslet auf halbem Weg zu dem eingebauten Kleiderschrank

der Suite innehielt. „Vielleicht... setzen wir das irgendwann fort.“

„Ehrlich?“, kam es von Jenos zurück. „Du findest mich also doch unwiderstehlich – das habe ich ja immer gewusst!“

Unwillkürlich verzog sich Rinslets Gesicht zu einer Fratze. „Vorausgesetzt... du kannst das Thema ruhen lassen, versteht sich. Ich habe keine Lust, dass Train davon erfährt. Das wären zu viele Fragen, die ich nicht beantworten möchte.“ Alleine die Vorstellung, dass Train sie auf ihre Männerwahl ansprechen würde, ließ Rinslet einen hochroten Kopf bekommen. Wahrscheinlich würde er dieses lockere Grinsen aufsetzen und ihr sagen, dass er das schon kommen gesehen hatte und dass es ihn keinesfalls überraschte, dass sie Jenos' Charme letztendlich nun doch verfallen war. Dann müsste Rinslet ihm gehörig eine verpassen und genau das wollte sie vermeiden. Schließlich war heute Weihnachtsabend – Eves erster!

Gedankenverloren suchte sie sich einen einfachen Rock und eine Bluse heraus, die sie sich überzog. Unterdessen verfolgten Jenos' Augen jede noch so kleine Bewegung. An das Anziehen schien er nicht zu denken. Das war mal wieder typisch!

„Bin ich dir etwa peinlich, Rins?“, fragte er ungeniert.

Wie konnte ihr ein Kerl wie Jenos nicht unangenehm sein? Immerhin machte er alles an, was auf zwei Beinen ging und Brüste hatte.

„Ja, aber darum geht es nicht“, erwiderte Rinslet. Sie hob Jenos' violettes Hemd vom Boden auf und warf es ihm über den Kopf. „Ich will einfach nichts übers Knie brechen. Und dass Train eine ehemalige Number ist, macht es nicht besser.“

Nachdenklich streifte sich Jenos sein Hemd über und schloss die Knöpfe. „Das klingt ein bisschen so, als würde dir Black Cats Meinung eine Menge bedeuten. Also ist er doch eine Art Rivale für mich, oder nicht? Ich habe es mir ja damals schon fast gedacht.“

„Drehe mir nicht immer die Worte im Mund um, Jenos!“, fauchte Rinslet und verdrehte die Augen. „Bewege lieber deinen Hintern, sonst fahre ich ohne dich!“

„Okay, okay...“

Rinslets Wagen kam vor einem kleinen Apartmentgebäude zum Stehen. Es befand sich im Herzen von Canmart City. Das wunderte Rinslet nicht sonderlich, denn von hier konnte man sich direkt in den Trubel und damit auf eine eventuelle Zielperson stürzen. Für etwas anderes als einen Auftrag als Sweeper waren die Jungs sowieso nicht in der Stadt, das wusste Rinslet.

„Bist du sicher, dass du reingehen willst?“, hakte Jenos vom Beifahrersitz aus nach und warf ihr ein charmantes Lächeln zu. „Wir könnten es auch hier im Auto tun – obwohl es sicherlich nicht ganz so bequem wie in deinem Bett wäre.“

„Weißt du, Jenos...“, begann Rinslet, als sie den Motor abstellte und die Wagentür öffnete. „Manchmal bist du echt unmöglich. Eigentlich sogar immer.“ Mit diesen Worten stieg sie aus und überquerte die leere Straße. Alle waren jetzt wahrscheinlich bei ihren Freunden und Familien, um einen schönen Abend zu haben. Nur Jenos und sie geisterten noch in der sternklaren Nacht herum. Mit Schnee war in dieser Region auch nicht zu rechnen, dafür befanden sie sich hier viel zu nah am Äquator.

„Aber das magst du doch an mir, oder, Rins?“, nahm Jenos das Gespräch wieder auf, als er sie eingeholt hatte. Gemeinsam betraten sie derweil das kleine Gebäude mit den niedlichen Fenstern und stiegen die Treppe hinauf. Daran, dass Rinslet auf seine Frage nicht antwortete, schien sich Jenos nicht zu stören. Für Ablehnung hatte er sich

sowieso noch nie interessiert, genauso wenig ernst nahm er sie. Stattdessen schob er die Hände in die Hosentaschen und folgte Rinslet schweigend zu der Wohnungsnummer, die Sven ihr über das Telefon mitgeteilt hatte.

Rinslet wollte gerade die Hand zum Klopfen heben, als sich die Tür vor ihrer Nase öffnete. Train Heartnet höchstpersönlich stand ihr gegenüber und strahlte sie an. „Da bist du ja, Rins. Sven hat schon gedacht, du bist mit dem Wagen verunglückt.“

„Ich bin eine bessere Autofahrerin als er!“, beharrte Rinslet. Anschließend betrat sie mit Jenos im Schlepptau das kleine Apartment.

„Und wen hast du da mitgebracht?“, wechselte Train das Thema. „Kommt mir seltsam bekannt vor.“

Empört starrte Jenos ihn. „Jenos Hazard – wie oft denn noch, Number XIII?“

„Jenos, huh?“, wiederholte Train heiter und kratzte sich am Kinn. Mit einem Grinsen auf den Lippen ließ Rinslet die beiden im Flur zurück und betrat das angrenzende Wohnzimmer.

Genauso wie in den Einkaufspassagen überall plärrte auch hier Weihnachtsmusik aus dem Radio, obgleich sie plötzlich merkwürdig fröhlich statt melancholisch in Rinslets Ohren klang. Zudem stand ein Weihnachtsbaum vor den Fenstern, der gerade von Eve und Sven geschmückt wurde.

„Der sieht richtig klasse aus, Eve“, entwich es ihr, als sie näher an das junge Mädchen mit den außergewöhnlichen Fähigkeiten herantrat und von hinten die Hände auf ihre Schulter legte. Jedes Mal, wenn sie Eve zu Gesicht bekam, wollte Rinslet ihr um den Hals fallen. Sie war aber auch schnuckelig!

Diese legte den Kopf in den Nacken, um sie ansehen zu können, das Gesicht ausdruckslos. „Rinslet, was machst du denn hier?“

„Dir fröhliche Weihnachten wünschen, Eve!“ Mit diesen Worten schlang Rinslet nun doch die Arme gänzlich um das Mädchen und zog sie an sich.

„Ich habe Rinslet angerufen, weil ich dachte, dass du dich freust, wenn sie mit uns den Abend verbringt, Eve“, erklärte Sven, als er die letzte Christbaumkugel an den Baum hing. In seinem Mundwinkel hing die altbekannte Zigarette, die ihren Rauch stetig gen Decke schickte.

Eve schenkte ihm ein Lächeln der ganz besonderen Sorte, das sie nur für Sven aufhob und für die Rinslet sie jedes Mal erneut umarmen könnte.

„Sieht so aus, als würde jetzt nur noch der Stern fehlen“, kommentierte Train hinter ihnen, als er und Jenos sich zu ihnen gesellten. Er kam zum Baum herüber geschlendert und schnappte sich den vergoldeten Stern, der auf dem Sessel geruht hatte. Anschließend zog er jenen heran und stieg hinauf.

„Pass bloß auf!“, warnte Sven genervt und zog an seiner Zigarette. „Wenn du den Baum umwirfst, dann wirst du ihn noch mal schmücken, Train.“

Doch dieser lachte nur, während er auf Zehenspitzen auf dem Sessel balancierte. Vorsichtig und unter aller Blicke setzte er den Stern auf der Tannenspitze ab. Inzwischen legte sich ein Arm um Rinslets Schultern und sie konnte gar nicht anders, als sich sachte an den Körper neben ihr zu lehnen. Plötzlich war es egal, ob Train sie aufziehen oder Jenos sich viel zu viel auf diese simple Geste einbilden würde. Plötzlich stimmte alles und der bittere Nachgeschmack der Festtage war wie fortgewaschen. Rinslet befand sich im Kreis der Menschen, die ihr am meisten bedeuteten - und fröhliche Weihnachtsmusik dudelte durch das Zimmer, während die Lichter am Weihnachtsbaum blinkten und sich auf den Kugeln brachen. Morgen

konnte sie sich wieder Gedanken machen und Jenos wegen irgendeinem dummen Spruch wieder von der Bettkante stoßen. Im Moment aber war es so perfekt wie es nur sein konnte, denn Rinslet verbrachte den Weihnachtsabend ausnahmsweise nicht alleine in einem fremden Hotelzimmer.